

REZENSIONEN

Rezensionsschwerpunkt: Erster Weltkrieg und Revolution

JGO 66, 2018/2, 299–309

Russian Culture in War and Revolution, 1914–22. Book 1: Popular Culture, the Arts, and Institutions

Ed. by Murray Frame / Boris Kolonitskii / Steven G. Marks / Melissa K. Stockdale
Bloomington: Slavica Publishers, 2014. XXIII, 426 S., 41 Abb. = Russia's Great War and Revolution, 1/1. ISBN: 978-0-89357-423-9.

Russian Culture in War and Revolution, 1914–22. Book 2: Political Culture, Identities, Mentalities, and Memory

Ed. by Murray Frame / Boris Kolonitskii / Steven G. Marks / Melissa K. Stockdale
Bloomington: Slavica Publishers, 2014. XXIII, 370 S., 56 Abb. = Russia's Great War and Revolution, 1/2. ISBN: 978-0-89357-424-6.

The Empire and Nationalism at War

Ed. by Eric Lohr / Vera Tolz / Alexander Semyonov / Mark von Hagen
Bloomington: Slavica Publishers, 2014. XV, 288 S. = Russia's Great War and Revolution, 2. ISBN: 978-0-89357-425-3.

Russia's Home Front in War and Revolution, 1914–22. Book 1: Russia's Revolution in Regional Perspective

Ed. by Sarah Badcock / Liudmila G. Novikova / Aaron B. Retish
Bloomington: Slavica Publishers, 2015. XX, 404 S. = Russia's Great War and Revolution, 3/1. ISBN: 978-0-89357-429-1.

Russia's Home Front in War and Revolution, 1914–22. Book 2: The Experience of War and Revolution

Ed. by Adele Lindenmeyr / Christopher Read / Peter Waldron
Bloomington: Slavica Publishers, 2016. XVIII, 507 S., 15 Abb., 1 Kte. = Russia's Great War and Revolution, 3/2. ISBN: 978-0-89357-426-0.

Die Serie *Russian Culture in War and Revolution, 1914–22*, die seit 2014 im Slavica-Verlag in Bloomington, IN erscheint, ist auf insgesamt 24 Bände projektiert, die bis Ende 2018 erscheinen sollen (https://www.google.de/search?q=David+MacLaren+McDonald&ie=utf-8&oe=utf-8&client=firefox-b&gfe_rd=cr&ei=_LpCWYX-MZDZ8Af9q4qQAw [p. 2, zuletzt aufgerufen 15.06.2017]). Die ersten fünf, die dem Nationalismus, der Kultur und den Regionen gewidmet sind, werden hier besprochen. Die drei Reihenherausgeber Anthony Heywood, Universität Aberdeen, David MacLaren McDonald, Universität von Wisconsin in Madison und John W. Steinberg, Austin Peay Univer-

sity, Clarksville, TN, formulieren zwar einen globalen Anspruch (S. XV), betreiben aber letztlich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eine überwiegend angloamerikanische Nabelschau. Von den 83 Beiträgen der vorliegenden fünf Bände stammen fast zwei Drittel von amerikanischen, britischen bzw. kanadischen Autoren, 16 von russischen, acht von deutschen, fünf von Autoren sonstiger europäischer Staaten und zwei von japanischen. Eine wesentliche Folge ist, dass weitgehend nur englische und russische Literatur zitiert wird.

Dem weiten Feld der Kultur sind 34 Beiträge in zwei Bänden gewidmet. Die Herausgeber der beiden Bände zur Kultur Murray Frame, Boris Kolonickij, Steven G. Marks und Melissa K. Stockdale folgen einem klassischen Kulturverständnis wie dem in beiden Bänden abgedruckten identischen Vorwort zu entnehmen ist (S. XIX), das auf folgenden vier Vorannahmen basiert: Ungeachtet aller Krisensymptome in den Jahren von Krieg, Revolution und Bürgerkrieg expandierte erstens das kulturelle Leben vor allem quantitativ, zweitens habe sich während des Ersten Weltkriegs in viel größerem Maßstab als bisher angenommen eine umfassende und integrativ wirkende nationale Kulturöffentlichkeit etabliert, drittens habe sich angesichts bemerkenswerter Kontinuitäten in dem Untersuchungszeitraum das Jahr 1917 nicht als eine herausragende Zäsur herauskristallisiert, vielmehr hätten sich traditionale Kulturformen bis weit in die Sowjetära hinein bewahrt und viertes seien die Jahre 1914 bis 1922 ohne die Kenntnis kulturgeschichtlicher Vorgänge nicht zu erfassen (S. XX–XXI).

Der erste Teilband besteht aus drei thematischen Blöcken. Sie behandeln die Volkskultur, die schönen Künste und schließlich drei wichtige Institutionen, nämlich mit Schulen und Universitäten die Bildungsanstalten, die orthodoxe Kirche und schließlich die Museen. Der zweite Teilband ist ebenfalls dreigeteilt: Der erste Block thematisiert die politische Kultur, der zweite Identitäten und Mentalitäten, der dritte Mythen und Erinnerung. Es folgt ein Schlusskapitel mit zwei Beiträgen: Während WILLIAM G. ROSENBERG die kulturellen Entwicklungen in Krisenzeiten zusammenfasst, versucht AVIEL ROSHVOLD den Ersten Weltkrieg sowie die Spezifika der russischen Kultur in eine komparative Perspektive einzubetten.

VLADIMIR P. BULDAKOV betont in seinem Artikel *Mass Culture and the Culture of the Masses in Russia, 1914–22* die Grenzen zwischen elitärer und Massenkultur, zwischen städtischer und dörflicher Kultur, die letztlich auch nach Kriegsausbruch unvermindert fortbestanden hätten. Ungeachtet aller Bemühungen sei es nicht gelungen, die sozialen Determinanten kultureller Teilungen und Praktiken sowie der Möglichkeiten, an „Hochkultur“ zu partizipieren, zu minimieren bzw. zu überwinden (S. 26–29). Im Gegenteil hebt der Autor auf eine wachsende Vulgarisierung der Massenkultur ab (S. 37). Seine Positionen widersprechen nicht nur gegenteiligen Ausführungen CORINNE GAUDINS *Circulation and Production of News and Rumor in Rural Russia during World War I*, sondern letztlich auch den vier einleitend formulierten Vorannahmen. Indem die Herausgeber diesen Widerspruch weder thematisieren noch auflösen, unterminieren sie zugleich die Gültigkeit ihrer vier einleitend angestellten Vorannahmen. Buldakovs Ausführungen passen jedenfalls nicht unter dieses gemeinsame Dach.

Noch ein weiteres Beispiel illustriert, dass die Herausgeber die Chance einer Bezugnahme bzw. Kommunikation der Autoren untereinander ungenutzt haben verstreichen lassen. CHRISTOPHER STOLARSKI führt in seinem Aufsatz *Press Photography in Russia's Great War and Revolution* aus, dass weniger die Zensur als vielmehr die kapitalistischen Marktkräfte eine offene Politisierung des Photojournalismus verhindert hätten. Erst die Machtergreifung der Bolševiki habe diese Entwick-

lung beendet. Am Beispiel des Journals *Solnce Rossii* zeichnet Stolarski die photographische Inszenierung Kerenskij nach. Die Zeitschrift habe einen nicht unerheblichen Anteil daran gehabt, einen Kult um Kerenskij auch als militärischen Führer zu initiieren und ihm Breitenwirksamkeit zu verschaffen. Allerdings greift Stolarski weder auf bedenkenswerte Argumente BORIS I. KOLONICKIJS zurück, die jener in seinem Beitrag *Russian Leaders of the Great War and Revolutionary Era in Representations and Rumors* im vorliegenden Band präsentiert, noch auf Stanislav V. Tjutjukins 2012 vorgelegte Kerenskij-Biographie. Weil Kerenskij nicht reiten konnte, nahm er, wie Tjutjukin darlegt, Truppenparaden aus dem Auto und nicht hoch zu Ross ab. Zeitgenössische Photographien zeigten den Verteidigungsminister mit Blumensträußen, die auf seine Feminisierung deuteten (S. 47). Diese Repräsentation haben im Verlauf des Jahres 1917 zunehmend zum Prestigeverlust des Ministerpräsidenten in den Augen der Öffentlichkeit beigetragen.

Im Mittelpunkt des sehr informativen Artikels von STEVEN G. MARKS steht der Rubel. Nach Kriegsausbruch erfuhr diese vorher sehr stabile Währung durch den immensen Finanzbedarf, das Auflegen von Kriegsanleihen, die Erhöhung der Umlaufmenge an Papiergeld, bei gleichzeitigem Rückgang der in Umlauf befindlichen Edelmetallmünzen, die die Menschen zunehmend horten, und einer galoppierenden Inflation einen wachsenden Vertrauensverlust, dem auch die Provisorische Regierung keinen Einhalt zu gebieten vermochte. Als nach dem Oktoberumsturz 1917 linke Kommunisten wie Jurij Larin – unterstützt von einem breiten Spektrum einflussreicher und zwar keineswegs nur altbolschewistischer Revolutionäre wie dem Vorsitzenden des Obersten Volkswirtschaftsrats (VSNCh) Aleksej I. Rykov oder auch dem einstigen menschewistischen Ökonomen Stanislav G. Strumilin – die Abschaffung des Geldes forderten, schien der Rubel bereits verloren zu sein. Die Verwirklichung der Utopie einer geldfreien Gesellschaft scheiterte jedoch an den harten Bürgerkriegsrealitäten und dem Pragmatismus Lenins und anderer Bol'seviki, die erkannten, dass ein erfolgreiches Management der monetären bzw. gesamtwirtschaftlichen Krise ihrer Partei nicht nur Legitimität verschaffe, sondern auch ihr Regime stabilisiere und dessen Zukunft sichere. In diesem Sinne äußerte Lenin auf dem IV. Kongress der Kommunistischen Internationale im Dezember 1922: „Wirklich wichtig dagegen ist die Frage der Stabilisierung des Rubelkurses. Daran arbeiten wir, arbeiten unsere besten Kräfte, und dieser Aufgabe messen wir entscheidende Bedeutung bei. Gelingt es uns, den Rubel für längere Zeit zu stabilisieren, so haben wir gewonnen.“ (VLADIMIR I. LENIN: Werke. Bd. 33: August 1921–März 1923. Berlin 1962, S. 408–409.)

MARKS hat einen gut recherchierten und spannenden Artikel verfasst, der im übrigen durch einige farbige Abbildungen verschiedenster Papierzahlungsmittel aus den Kriegs- und Bürgerkriegsjahren abgerundet wird. Folgende Behauptung kann allerdings nicht unkommentiert hingenommen werden: „The subject of Russian money is largely absent from Western historiography.“ (S. 122) Seine Behauptung überrascht umso mehr, als Marks der deutschen Sprache mächtig ist. Eventuell gehört also auch Marks zu jenen Autoren, die westlich mit anglophon gleichsetzen. Die zahlreichen Beiträge von Hans Günther und anderen in einschlägigen slawistischen Zeitschriften hat Marks ebenso übersehen wie das Themenheft *Geld-Subjekte* der Zeitschrift *L'Homme* aus dem Jahre 2011 mit mehreren Beiträgen zu Russland.

Beide Bände präsentieren einen umfassenden Katalog der kulturellen Entwicklungen zwischen 1914 und 1922. Zugleich sprengen einzelne Beiträge thematisch wie auch zeitlich diesen Rahmen. JULIA MANNHERZ wirft in *Hypnosis in Russian Popular Culture during the Era of War and Revolution* einen Blick auf das Abseitige. Sie thematisiert mit einem recht umfangreichen Vorlauf über

die Vorkriegsjahre Phänomene der Hypnose und des Mesmerismus. Im Kontext zeitgenössisch populärer Verschwörungstheorien spielte der Vorwurf, der an Rasputin, Kerenskij und Lenin gleichermaßen adressiert wurde, die Massen hypnotisiert zu haben, um sie politisch leicht verführen zu können, allerdings eine nicht unerhebliche Rolle.

Das Dutzend Beiträge des Bandes *The Empire and Nationalism at War* thematisieren zum einen die großen Entwicklungslinien. Dies gilt für die drei Beiträge renommierter Spezialisten: MARK VON HAGEN zeigt in *The Entangled Eastern Front in the First World War* einmal mehr souverän die Verflechtungsgeschichte der Nationen entlang der „Ostfront“ auf. Während JOSHUA SANBORN in seinem Aufsatz *War of Decolonization: The Russian Empire in the Great War* vor dem Hintergrund der Staatsferne, des Zusammenbruchs sozialer Beziehungen und paramilitärischer Gewalt am Beispiel Polens, der Ukraine und Finnlands versucht, den Ersten Weltkrieg gleichsam *avant la lettre* als eine Auseinandersetzung der Dekolonisierung zu deuten, rückt sein US-Kollege ERIC LOHR in seinem Beitrag *War Nationalism* den Aspekt des „Kriegsnationalismus“ als mobilisierender Gegenentwurf zum Kriegskommunismus in den Mittelpunkt seiner Ausführungen (S. 92). Zentrales Objekt dieser „Nationalisierungsbestrebungen“ seien neben den vor allem jüdischen Zwangsumsiedlern aus grenznahen Ansiedlungsrayons vor allem – und diesen Aspekt unterstreicht auch Mark von Hagen in seinem Beitrag (S. 38 ff.) – die k. u. k. Kriegsgefangenen gewesen, die das zarische Militär bereits seit 1914 entsprechend ihrer ethnischen Zugehörigkeit in verschiedenen Lagern untergebracht habe (S. 105).

Den zweiten Komplex bilden die Beiträge von TOMAS BALKELIS und VERA TOLZ. Sie beschäftigen sich am Beispiel Litauens bzw. Russlands mit der Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg. Litauen war im Ersten Weltkrieg Kampfgebiet, erlebte dann über Jahre ein rigides deutsches Besatzungsregime und erlitt einen kriegsbedingten Bevölkerungstransfer von etwa einer halben Million Zivilisten. Darüber hinaus war Litauen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in einer etwa zwei Jahre währenden Phase erfolgreich, die Eigenstaatlichkeit zu erringen und diese gegen alle Bedrohungen zu verteidigen, so dass diese formativen Jahre der Staatsbildung als Kämpfe für die (nationale) Freiheit gedeutet werden, über die der Erste Weltkrieg in den Hintergrund geriet (S. 243, 256).

Bereits im Juni 2012 machte Vladimir Putin seine Sicht auf die Gründungsväter der Sowjetunion deutlich: Implizit zieh er die Bolševiki des Dolchstoßes und des Vaterlandsverrats. Indem sie den Krieg als imperialistisch charakterisierten und defätistische Positionen propagierten, hätten sie den russischen Staat verraten und zugleich eine Erinnerung an die Heldentaten der Armee in den Jahren 1914–1918 unmöglich gemacht. Damit hatte Putin bereits jene patriotische Position bezogen, die die Deutung der Russischen Revolution anlässlich ihres Zentenariums bestimmte. In ihrem Beitrag zeigt TOLZ einerseits die russischen Bemühungen seit der Präsidentschaft Boris Jelzins auf, eine die gesamte Bevölkerung der Russischen Föderation integrierende „russische Idee“ zu präsentieren. Eine besondere Rolle komme dabei dem westlichen Nachbarn Polen zu. Auch wenn der Konflikt um die Deutung von Katyń das bilaterale Verhältnis belastet, biete die seit 2010 in Russland in Mode gekommene, ethnische Grenzen überwölbende Kategorie des *sootečestvennik* (Landsmann, Heimatgenosse) (S. 275) ein integrierendes Potential. Seit Beginn der Präsidentschaft Lech Kaczyńskis in Polen konstatiert Tolz jedenfalls einen wachsenden Grad der Übereinstimmung in der Erinnerungspolitik beider Staaten (S. 284).

Fallbeispiele komplettieren den Band zum Nationalismus. Mehrere Beiträge sind den westlichen Grenzgebieten gewidmet. ALEKSEJ MILLER untersucht die Konkurrenzsituation zwischen

ukrainischem und allrussischem Nationalismus, BORISLAV CHERNEV den Friedensvertrag von Brest-Litovsk zwischen der Ukraine und den Mittelmächten vom 9. Februar 1918. Der Autor betrachtet den Vertrag nicht nur als eine wichtige Zäsur der ukrainischen Staatsbildung, sondern hebt auch auf die einer einsetzenden Ukrainisierung ab. Während ANDREI CUSCO das Beispiel Bessarabiens thematisiert, widmet sich MARCO BUTTINO dem zentralasiatischen Raum.

Zwei Beiträge fallen aus dieser konzeptionellen Trias heraus. ILYA GERASIMOV untersucht in seinem Artikel *What Russian Progressives Expected from the War* die politischen Kriegsziele und Zukunftsvisionen des Progressiven Blocks. Dieser, so die These, sei mehr als nur eine taktische Allianz gewesen, nämlich eine politische Wertegemeinschaft (S. 190). Die Ausführungen zeigen aber, dass diese heterogene Gruppe doch eher negativ amalgamiert wurde durch die Ablehnung des deutschen Militarismus, der beschworenen deutschen Vorherrschaft im Wirtschaftsleben (*ne-meckoe zasil'e*) des Zarenreiches, aber auch der als negativ erachteten deutschen kulturellen Einflüsse (S. 196). Die beschworene Wertegemeinschaft bleibt dabei insgesamt diffus. SERGEY GLEBOV widmet sich in seinen Ausführungen *Postwar Russian Eurasianism's Anticolonial Critique of Eurocentrism and Modernity* der antikolonialen Kritik der Eurasier an der Moderne und am Eurozentrismus. Zu bedauern ist dabei, dass Glebov zwar auf die inzwischen über fünfzig Jahre alte deutschsprachige Arbeit von Otto Böss rekurriert, aber einschlägige neuere deutsche Werke von Leonid Luks, Jutta Scherrer und anderen, vor allem aber die Monographie von Stefan Wiederkehr nicht berücksichtigt.

Dem Facettenreichtum des Imperiums versucht schließlich der Band über die Russische Revolution in regionaler Perspektive Rechnung zu tragen. Die allen Beiträgen zugrundeliegende Intention ist es, zu zeigen, in welch geringem Maße das über Jahrzehnte gültige *master narrative* der Doppelherrschaft in den Weiten des postzarischen revolutionären Imperiums Gültigkeit beanspruchen konnte. Die vierzehn Beiträge können dies angesichts einer beträchtlichen Bandbreite der Fragestellung, des Untersuchungszeitraums und auch der regionalen Diversität allerdings nur ansatzweise leisten, auch wenn sie alle die Validität der Ausgangsthese erhärten. Es fällt auf, dass nur ein Teil der Beiträge der These vom „Kontinuum der Krise“ Rechnung trägt und die regionale Perspektive vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zum Ende des Bürgerkriegs durchgängig verfolgt. Überzeugend leisten dies lediglich wenige Beiträge. Zu erwähnen ist erstens MATTHEW RENDLES *The Problem of the 'Local' in Revolutionary Russia: Moscow Province, 1914–22*. Er unterstreicht die hohe Priorität des Lokalen als Kernelement demokratischen Handels der einfachen Menschen (S. 19). Rendle verdeutlicht, wie stark die Versorgungsfrage mit der täglichen Unsicherheit, die eigene Lebensmittelzuteilung zu erhalten, die lokale Gesellschaft bald nach Kriegsausbruch in ihren Grundfesten erschütterte und lokale Egoismen befeuerte (S. 26). Der Artikel zeichnet sich zudem durch den Rekurs auf andere Beiträge des Sammelbandes aus (S. 38, 43). Ferner sind die Artikel von MICHAEL C. HICKEY *Smolensk's Jews in War, Revolution, and Civil War* und mit kleineren Einschränkungen von MARK R. BAKER *War and Revolution in Ukraine: Kharkiv Province's Peasants' Experiences of War, and Occupation, 1914–18* zu nennen. DANIEL E. SCHAFER verfolgt zwar in seinem Beitrag über *Bashkir Loyalists and the Question of Autonomy* eine lange Perspektive seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, klammert aber die Weltkriegsjahre in seinen Betrachtungen nahezu vollständig aus.

Zwei Beiträge russischer Historiker sind den Zemstva in den Amtsbezirken (*volosti*), also der untersten Ebene der Verwaltung, gewidmet. Deren Einführung wollte die zarische Regierung aus Furcht, sich elementarer Initiativen der bäuerlichen Basis dann nicht mehr erwehren zu können,

lange Zeit nicht zugestehen (S. 45–46). Während SERGEJ LJUBIČANSKOVSKIJ in seinem Artikel *Revolution and the Creation of the Volost' Zemstvo in Southeastern Russia (Spring–Fall 1917)* die Etablierung der lokalen Selbstverwaltung in den Gouvernements Astrachan', Orenburg und Stavropol' untersucht, thematisiert LJUDMILA NOVIKOVA deren Einführung im Gouvernement Archangel'sk. Es handelt sich mithin um Regionen, in denen aufgrund der geringen Adelsdichte die Zemstva erst 1913 oder bis zum Ende der Romanov-Dynastie gar nicht, wie in Archangel'sk, eingeführt wurden. Die lokale Bevölkerung stand den neuen Institutionen nicht aufgrund radikaler politischer Überzeugungen wenig aufgeschlossen gegenüber. Sie befürchtete Steuererhöhungen zu deren Finanzierung. *Volost'*-Vorstände und dörfliche Eliten bangten um ihren politischen Einfluss und konterkarierten die Wahlen im Spätsommer. Die Wahlbeteiligung schwankte zwischen 35 % und 50 %, war also deutlich niedriger als bei den Wahlen zur Konstituante. Eine Folge dieses politischen Desinteresses war, dass in den drei südöstlichen Gouvernements lediglich 11–27 % der *volost'*-Zemstva im Herbst 1917 ihre Arbeit aufnehmen konnten. Nachwahlen sorgten dafür, dass Ende Oktober immerhin zwei Drittel aller Amtsbezirke über arbeitsfähige Zemstva verfügten (S. 59–63). Der Ausgangspunkt von Novikovas Untersuchung ist das Narrativ, dass sich die lokale bäuerliche Bevölkerung 1917 zunehmend dem schwachen Staat, aber auch der städtischen Gesellschaft verweigert und bestenfalls lokale Interessen verfolgt habe. Die Entscheidung der Weißen einerseits in den Amtsbezirken auf die unpopulären Zemstva zu setzen und andererseits ihre Unfähigkeit, eine gemeinsame Sprache mit den Bauern zu finden, habe entscheidend zu ihrer Niederlage im Bürgerkrieg beigetragen (S. 87–88). Novikova macht aber deutlich, dass die bis zur Februarrevolution von 1917 fehlenden Zemstva in Archangel'sk nicht mit dem Stigma ständischer Institutionen belastet waren, sondern 1917 auf breiter Basis als demokratische Einrichtungen gewählt wurden. In ihnen engagierten sich lokale Akteure, die in Genossenschaften, politischen Parteien und auch den Sowjets verwurzelt waren, so dass aufgrund dieser Mehrfachmitgliedschaften letztlich ein breites Netzwerk „revolutionärer“ Institutionen, aber keine Doppelherrschaft konfligierender Interessenlagen entstand. Insofern waren die Bezeichnungen Sowjets oder Zemstva fluide, austauschbar und standen nicht a priori für diametral entgegengesetzte Zukunftsentwürfe. Die Akteure aber blieben über radikale politische Brüche hinweg, wie im Februar 1918, als das Sowjetregime im Gouvernement etabliert wurde, bzw. im August des Jahres, als ein Militärputsch dem Sowjetregime ein vorübergehendes Ende bereitete, weitgehend identisch. Die Schlussfolgerungen dieses sehr instruktiven Beitrags lauten, dass es dem Staat gerade in seiner vermeintlichen größten Schwächeperiode gelungen sei, das traditionell „unteradministrierte“ Land vermittels populärer und auch funktionierender Selbstverwaltungsorgane, an denen die Bevölkerung bereitwillig partizipierte, zu erschließen (S. 108).

Gleichwohl ist der Band nicht frei von Schwächen. Die Herausgeber – Sarah Badcock, Ljudmila G. Novikova und Aaron Retish – verkürzen unangemessen, wenn sie den Frieden von Brest-Litovsk als eine Angelegenheit zwischen dem Deutschen Reich und Sowjetrußland bezeichnen (S. 5). Hier fehlt nicht nur die Erwähnung der sonstigen Signatarstaaten des Vierbundes, sondern auch der Verweis auf den „Brotfrieden“ vom 9. Februar 1918 zwischen der ukrainischen Zentralrada und den Mittelmächten, der in den Ausführungen MARK BAKERS eine prominente Rolle spielt (S. 129–141). Bakers Beitrag zerfällt chronologisch in zwei Teile. Der erste beschäftigt sich überzeugend mit der Agrarfrage von 1914 bis 1917. Baker formuliert die These, dass es angesichts der Bandbreite bäuerlicher Aktionen und Handlungsformen in den Jahren 1917/18 angemessener sei von lokalen Re-

volutionen als von nur *einer* Revolution zu sprechen, auch weil die Bauern nicht als „Klasse“ im Sinne einer bewussten Identität gehandelt hätten. Laut Max Weber seien weniger die Weltbilder als die Interessen handlungsleitend. Vieles spricht dafür, dass die Bauern ungeachtet ihrer sozialen Heterogenität und nachbarschaftlicher Konflikte diese wahrzunehmen durchaus imstande waren (S. 118–121). Der zweite Teil hingegen krankt partiell an mangelnder Quellenkritik und semantischer Sensibilität, indem er sowjet[russ]isch mit bolschewistisch gleichsetzt (S. 130–131). Auch wenn zeitgenössische deutsche Dokumente undifferenziert von einem Kampf gegen die Bolševiki sprachen oder eine 1937 in Kiev publizierte Quellenedition die herausragende Bedeutung letzterer unterstrich (S. 130, 139), sollte der Historiker mehr Vorsicht walten lassen. Dies gilt umso mehr für ein Gouvernement wie Char'kov, dessen in die Konstituante gewählte Abgeordnete zu zwei Dritteln der Partei der Sozialrevolutionäre, deren linker Absplitterung, der PLSR, oder deren ukrainischer Organisation angehörten. In seinem ganzen Text erwähnt Baker diese politischen Parteien kein einziges Mal, obwohl es gerade die PLSR-Gruppierungen waren, die zu einem Aufstand gegen die Mittelmächte, zu Partisanenaktionen und einem Guerillakrieg bereits während der Friedensverhandlungen von Brest-Litovsk aufriefen.

Ähnlich indifferent ist auch AARON RETISHS Diktion in seinem Beitrag *The Izhevsk Revolt of 1918*. Im Kontext des V. Allrussländischen Sowjetkongresses heißt es: „[...] Moscow ordered the Viatka provincial Soviet to act immediately to rectify the political situation in Izhevsk and deal with the SRs and Mensheviks.“ (S. 308) Ob Retish konkret den Rat der Volkskommissare, die ČK oder die Parteiführung der Bolševiki meint, bedeutete einen Unterschied, bleibt aber unklar. Die sozialistische Koalitionsregierung hatte auch nicht bis Anfang Juli 1918 Bestand, sondern war schon über die Ratifizierung des Friedens von Brest-Litovsk zerbrochen (S. 306). Hier zeigt sich, dass eine lokalgeschichtliche Perspektive immer auch einen größeren, oft nationalen Kontext als analytischen Bezugsrahmen benötigt.

Zu bedauern ist schließlich die unprofessionelle Nonchalance, mit der DONALD RALEIGH in seinem Abriss *Echoes of the International across the Historiographies* bei der Auflistung der in den siebziger und achtziger Jahren erschienenen westlichen Lokal- bzw. Regionalstudien Helmut Altrichters Monographie über die *Bauern von Tver'* ignoriert (vgl. S. 385). Schon aus Gründen intellektueller Redlichkeit und der Vollständigkeit sollten relevante Titel Erwähnung finden – erst Recht in einem Werk, das sich an einen breiten Leserkreis wendet und vollmundig verspricht, den Forschungsstand zu repräsentieren.

Krieg, Revolution und Bürgerkrieg als ein „Kontinuum der Krise“ und somit als Einheit zu betrachten, ist seit Beginn des 21. Jahrhunderts Usus. Vor dieser Folie gerät das Jahr 1917 mit all seinen Veränderungen und Verwerfungen – m. E. zu sehr – in den Hintergrund. Die Freiheiten, die die Februarrevolution mit sich brachte, erlaubten nicht nur eine nahezu uneingeschränkte gesellschaftliche Partizipation, eine bisher nicht gekannte Organisationsfreiheit, die ihrerseits der Zivilgesellschaft eine Blüte bescherte. Neben den Foren der Versammlungsöffentlichkeit erfuhr auch die Presselandschaft nicht gekannte Freiheiten. Da die Bolševiki diese auch kulturell bedeutenden Errungenschaften des Februarregimes alsbald wieder kassierten, spräche vieles dafür, 1917 als ein zwar kurzes, aber gleichwohl bedeutendes Zwischenspiel entsprechend zu würdigen. Auch die großen kollektiven Akteure des sozialgeschichtlichen Ansatzes – Arbeiter, Bauern, Soldaten und die politischen Parteien als ihre nominellen Interessenvertreter – stehen nicht mehr im Fokus.

Der federführend von ADELE LINDENMEYR herausgegebene zweite Band über die „Heimatfront“ umfasst 23 Beiträge, die – von Ausnahmen wie z.B. SCOTT KENWORTHY über das Mönchtum in Krieg und Bürgerkrieg oder auch den Aufsatz MARK CONLIFFES über Poltava in Revolution und Bürgerkrieg, der thematisch eigentlich viel besser in den von Sarah Badcock u. a. herausgegebenen Band gepasst hätte, abgesehen – im weitesten Sinne zivilgesellschaftliche Aspekte in Krieg, Revolution und Bürgerkrieg erörtern. Hierdurch weist der vorliegende Band eine recht große Geschlossenheit auf. Die Herausgeberin beschäftigt sich seit über zwei Jahrzehnten mit der Zivilgesellschaft im ausgehenden Zarenreich und hat in jüngerer Vergangenheit mehrere Aufsätze über Gräfin Sof’ja V. Panina veröffentlicht, einer bei den Konstitutionellen Demokraten politisch aktiven Mäzenatin, die in St. Petersburg das vorwiegend von Arbeitern frequentierte Volkshaus (*narodnyj dom*) am Ligovskij Prospekt errichten ließ. Lindenmeyr, die für den vorliegenden Sammelband mehrere Beiträge aus dem Russischen ins Amerikanische übersetzt hat, verdeutlicht in ihrer Einleitung die Bedeutung gesellschaftlicher Initiativen. Die „Gesellschaft“ (*obščestvo*) habe sich nach Kriegsbeginn in hohem Maße für nationale Belange engagiert, den Staat unterstützt und staatliche Funktionen in vielen Bereichen ersetzt und ergänzt. Über den Erfolgsgrad der beiderseitigen Kooperation wird man füglich streiten können. Lindenmeyr räumt zwar ein, dass sich Bauern und Arbeiter kaum für patriotische Belange engagiert hätten und dass mit zunehmender Dauer des Krieges weite Teile der zivilgesellschaftlichen Trägerschichten desillusioniert worden seien, teilt aber insgesamt die Sichtweise der „Optimisten“ (S. 3–4).

Der Aufsatz von JUDE C. RICHTER thematisiert am Beispiel von Flüchtlingen, Kindern und Frauen Philanthropie und Sozialfürsorge vom Kriegsausbruch bis Anfang 1918. Er verweist auf das grobmaschige soziale Netz, für das einzelne zeitgenössische Experten allerdings nicht den Staat, sondern das mangelnde gesellschaftliche Engagement verantwortlich gemacht hätten (S. 25). NORIHIRO NAGANAWA begibt sich am Beispiel des Wolga-Ural-Gebiets auf die Spurensuche nach einer muslimischen Philanthropie im Zeitraum der Russischen Revolutionen von 1905 bis 1917. Er verdeutlicht die enge Kooperation zwischen muslimisch-religiöser Administration in Ufa und gemeinnützig karitativen Organisationen vor Ort. Auf diese Weise sei es den Muslimen auch gelungen, die Angst der misstrauischen russischen Behörden vor einem Panosmanismus zu minimieren und diese zugleich auf einen aufrichtigen Patriotismus der Muslime im Zarenreich aufmerksam zu machen (S. 69, 76). POLLY ZAVADIKER widmet sich den vielfältigen Aktivitäten jüdischer Hilfsorganisationen, insbesondere dem zwei Wochen nach Kriegsbeginn aus der Taufe gehobenen „Jüdischen Hilfskomitee für Kriegsoffer“ (*Evrejskij komitet dlja pomošči žertvam vojny*). In den darauf folgenden Jahren konnte die Assoziation, der zahlreiche Dumaabgeordnete angehörten und die politisch bestens vernetzt war, über 30 Mio. Rubel auf die Opferhilfe, die Rettung jüdischer Kulturgüter und kulturelle Unterhaltungsangebote verwenden. Die Gelder stammten dabei zwar vor allem vom russländischen Staat, wurden aber auch durch Mitgliedsbeiträge und Spenden aus dem Ausland aufgebracht (S. 80, 87, 93).

ANASTASIJA TUMANOVA und JOSEPH BRADLEY behandeln „gelehrte Gesellschaften“ wie die Freie Ökonomische Gesellschaft, die Moskauer Landwirtschaftliche Gesellschaft, die Pirogov-Ärztegesellschaft oder die Russische Technische Gesellschaft. Während Tumanova – ohne dass es ihren Ausführungen Abbruch tut – eine extrem kondensierte Version ihrer vor wenigen Jahren in Moskau publizierten Monographie über Assoziationen im Ersten Weltkrieg präsentiert, führt Bradley überaus gelungen in das schwierige, von Animositäten und unterschiedlichen politischen Ziel-

entwürfen geprägte Verhältnis gelehrter Gesellschaften zu der neuen Sowjetmacht in den Jahren des Bürgerkriegs ein. In aller Regel war den Assoziationen ein mehr oder minder schnelles Ende beschieden, nur die Moskauer Landwirtschaftliche Gesellschaft büßte ihre Eigenständigkeit erst 1929 ein. Allein die Russische Geographische Gesellschaft konnte über alle politischen Umbrüche hinweg ihre Tätigkeit bis auf den heutigen Tag aufrechterhalten (S. 137–172). Ergänzt werden diese Ausführungen durch ĚDUARD KOLČINSKIJS Artikel über die Akademie der Wissenschaften. Für diese bedeutete der Beginn des Ersten Weltkriegs eine tiefe Zäsur, weil die russische Wissenschaft bis dahin in einem überaus engen Kontakt mit dem Deutschen Reich gestanden hatte. Der Krieg leitete, auch weil in kriegswichtigen Branchen naturwissenschaftliche Expertise nachgefragt war, einen raschen Paradigmenwechsel ein. Die deutsch-sowjetische Annäherung der frühen zwanziger Jahre revitalisierte bis zu einem gewissen Grad die Vorkriegsverhältnisse: 1929 waren annähernd so viele deutsche wie englische und französische Wissenschaftler zusammen Mitglieder der Akademie der Sowjetunion (S. 199).

LYNN SARGEANT untersucht die Bedeutung der Volkshäuser als Stätten „sinnvoller“ (S. 36–37) Freizeitgestaltung in Krieg und Revolution. Für das Scheitern der ambitionierten „gesellschaftlichen“ Pläne insbesondere auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung macht sie mangelnde finanzielle Unterstützung des Staates verantwortlich (S. 45). Nach der Februarrevolution seien die Volkshäuser mit ihren Vortragsreihen zu einer wichtigen Quelle politischer Willensbildung, aber auch politischer Diskussionen avanciert (S. 51–52). MATTHIAS NEUMANN zeigt, in welchem Maße die Gewalt und der Militarismus des Weltkriegs Kinder in der Heimat prägte. Er greift für das Zarenreich die These von Catherine Rollet auf, dass die Kinder Gegenstand und Opfer einer „whole war culture“ geworden seien (S. 274). Die ubiquitäre Gewalt steht auch im Mittelpunkt von SHARON KOWALSKYS *Transforming Society: Criminologists, Violence, and Family in War and Revolution*. Auch wenn sie im Wesentlichen innerfamiliäre Gewalt und weibliche Kriminalität, die im Verlauf des Krieges deutlich anstieg, untersucht, so überrascht gleichwohl, dass sie in den Anmerkungen weder auf Tsuyoshi Hasegawas Artikel zur Kriminalität noch auf seine für den Herbst 2017 angekündigte Monographie zu diesem Thema verweist. Hinzu kommt eine unverständliche Textpassage, nach der die Zahl der Kapitalverbrechen in den Monaten März und April 1917 die der Jahre 1915/16 um das Hundertfache übertroffen habe (S. 356).

Der Band führt auch die Bruchlinien und Grenzen der Zivilgesellschaft vor Augen. LUDMILA BULGAKOVA zeigt auf der Basis von *ochrana*-Berichten aus der Kriegszeit, wie ausgeprägt der Sozialneid auf Soldatenfrauen, die Fürsorgeleistungen empfangen, gewesen sei. Ein bessarabischer Gutsbesitzer klagte beispielsweise, dass er keine Tagelöhner für notwendige Aussaatarbeiten finden könne. Frauen und Heranwachsende, die diese Arbeiten früher verrichtet hätten, bezögen staatliche Unterstützungen und zeigten deshalb kein Interesse, für ihn zu arbeiten. Solche Zeitgenossen sahen nicht die Not, sondern rückten vielmehr gerade die *soldatki*, die Soldatenfrauen, in die Nähe von Schmarotzern, die auf Kosten anderer gleichsam ein Leben in Saus und Braus führen könnten (S. 309, 316). Bulgakova macht aber deutlich, dass gerade das vierte Kriegsjahr ein ganz anderes Bild zeigte: nämlich Millionen Menschen in Soldatenfamilien, die, völlig verarmt, von Hunger und Tod bedroht waren (S. 326). Auch die Hilfe zur Selbsthilfe, die CHRISTINE RUANE in ihrem aufschlussreichen Artikel zur Küchengartenkampagne im Ersten Weltkrieg thematisiert, konnte die Not nur unzureichend mindern, weil die systemischen Probleme der russländischen Landwirtschaft und des Transportwesens zu ausgeprägt waren (S. 383).

Inwieweit Differenz und Exklusion Elemente der Zivilgesellschaft waren, zeigen REINHARD NACHTIGALS Ausführungen über die Deutschen im Zarenreich im Ersten Weltkrieg. Sie wurden – ähnlich wie aus der Doppelmonarchie, dem Osmanischen Reich und Bulgarien stammende Menschen – oder auch die Juden als Angehörige von „Feindnationen“ bzw. sogar als „innere Feinde“ stigmatisiert. Selbst langjährige Untertanen des Russländischen Reiches mussten um Leib und Leben, Hab und Gut angesichts der Maßnahmen gegen die „deutsche Dominanz“ (*nemeckoe zasil'e*) im *Ancien régime* fürchten. Dabei war sich die Regierung spätestens seit 1916 über die negativen Konsequenzen der antideutschen Kampagne im Klaren, die auch eine sehr starke wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit von Großbritannien implizierte (S. 336, 338).

Was leisten die fünf Bände? Klappern gehört zum Handwerk. Lobpreisung ist eine legitime Reklamestrategie, insbesondere in den USA, wo die Vorliebe für den Superlativ ausgeprägt ist. Folgt man den Reihenherausgebern, seien die „besten“ Autoren gewonnen worden. Dies wirkt unglaubwürdig und verursacht einen *haut goût*. Einerseits fehlen viele Autoren, die seit Jahrzehnten zu Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg forschen und eine Zier dieser Edition gewesen wären wie z. B. Semion Lyandres, Michael Melancon, Rex Wade oder der Petersburger Historiker Andrej Borisovič Nikolaev, andererseits haben Autoren Aufnahme gefunden, wie u. a. Julia Mannherz, die umfangreich zum *Ancien régime* vor Beginn des Ersten Weltkriegs publiziert haben. Die Reihenherausgeber betonen als Maxime der Autorenauswahl neben dem Prinzip der „Inklusion“ vor allem die Bandbreite des akademischen *cursus honorum*, den die Autoren repräsentierten. Der von den Herausgebern verwendete Superlativ steht allerdings für den Anspruch auf Exklusivität. Da die Herausgeber keinen eindeutigen Kriterienkatalog formulieren, dürfte die von ihnen reklamierte Auswahl kaum über den Vorwurf der Kontingenz bzw. Intransparenz erhaben sein (S. XV). Mit anderen Worten: *Cui bono*?

Die Beiträge stammen von Verfassern, die zumeist seit vielen Jahren zu diesem Gebiet forschen. Da die Aufsätze in der Regel andernorts bereits vor einem Jahrzehnt präsentierte Ergebnisse zusammenfassen, offerieren die Bände eigentlich nichts Neues. Die Positionen der Verfasser wie auch ihre Materialien und Argumente sind bekannt. Die Forschungen Stefan Karschs über Voronež, Tanja Penters über Odessa oder Anke Hilbrenners über die jüdische Kultur sind überwiegend auf Deutsch publiziert, dessen Kenntnis im anglophonen Raum wenig verbreitet ist. Sie haben – und das ist zu begrüßen – nun ein breiteres Forum erhalten. Ob aber Wiederholungen gefallen, ist Ansichts- und Geschmackssache.

Während die Ausstattung der beiden Bände zur Kultur mit ihren zahlreichen, teils sogar farbigen Abbildungen lobend zu erwähnen ist, sind zwei Aspekte nachhaltig zu kritisieren. Erstens fehlt ein sorgfältiges Lektorat (vgl. vol. 3, bk. 2, S. 305). Eigennamen, deutsche Titel (vol. 3, bk. 2, S. 387, 402), aber auch Toponyme sind z. T. schlichtweg falsch geschrieben (Viatsk anstatt Viatka, vol. 3, bk. 2, S. 400, vgl. 403). Selbst die Transliteration russischer Titel ins Amerikanische weist Fehler auf (vol. 3, bk. 2, S. 405). Auch umfasst das russische Hohlmaß „Eimer“ (*vedro*) 12,3 und nicht 13,12 Liter (S. 401). Zweitens ist das Fehlen eines Namens- und Sachregisters nachdrücklich zu monieren. Gerade angesichts der thematischen Bandbreite sowie der Tatsache, dass Beiträge, die sich mit ähnlichen Gegenständen in verschiedenen Teilbänden befassen – beispielsweise Joshua Sanborns *The Zenith of Russian Progressivism: The Home Front during World War I and the Revolution* (vol. 3, bk. 2) oder Ilya Gerasimovs *What Russian Progressives Expected from the War*

im Band über den Nationalismus – wäre ein Register, das eine schnelle Suche ermöglichte, ein Imperativ gewesen.

Der Band *The Experience of War and Revolution* wartet mit zahlreichen Verweisen auf Internetressourcen auf. Bei einigen Verweisen haben sich die Buchstaben allerdings bis zur Unkenntlichkeit ineinandergeschoben (vgl. S. 62, 90, 97, 264, 367, 411). Manche Angaben sind bereits über fünf Jahre alt und die Links existieren nicht mehr (S. 395, 407). Eine intersubjektive Überprüfbarkeit der Angaben ist somit nicht gewährleistet. Hier hätten Verfasser, Herausgeber und Verlag mehr Sorgfalt walten lassen müssen.

Darüber hinaus hat der Verlag wohl eher aus ökonomischen als aus ökologischen Erwägungen einen sehr breiten Satzspiegel mit schmalen Rändern gewählt. Fehlt auf der einen Seite der Raum für Notizen, verschwindet der Text auf der anderen Seite nahezu im Falz. Die Leimung der Paperbacks wirkt alles andere als haltbar. Jeder Band kostet \$ 44,95. Dies spricht angesichts einer alsbald zu erwartenden „losen Blattsammlung“ kaum für ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. All dies trägt zu einer kritischen Distanz bei.

LUTZ HÄFNER
Göttingen

JGO 66, 2018/2, 309–312

Irina B. Belova

Vynuždennye migranty. Bežency i voennoplennye Pervoj mirovoj vojny v Rossii. 1914–1925 gg

Moskva: AIRO, 2014. 431 S., 16 Abb. = AIRO-Monografija. ISBN: 978-5-91022-272-8.

Die Geschichte des Ersten Weltkrieges war angesichts des hundertjährigen Jubiläums in jüngster Zeit in der russischen Wissenschaft populär. Die hier zu besprechenden Monographie von Irina Belova behandelt die Geschichte von Flüchtlingen und Kriegsgefangenen auf dem Boden des Russischen Kaiserreiches und Sowjetrusslands während des Krieges und in der Nachkriegszeit, von 1914 bis 1925, als die Repatriierungen abgeschlossen waren. Behandelt wird also auch die Revolutionszeit, was die Monographie besonders interessant macht.

Der im Titel des Buches gebrauchte Begriff „Zwangsmigranten“ umfasst mehrere Bevölkerungsgruppen, die sich unter dem Zwang der Kriegsumstände nicht im Wohnsitzgebiet befanden. Die Autorin möchte ein ganzheitliches Bild von der Lage der Flüchtlinge und Kriegsgefangenen, von ihrer Änderung nach der Revolution und von den Wegen der Zwangsvertriebenen zurück in die Heimat zeichnen. Das ist ihr im Ganzen auch gelungen. Sie konzentriert sich dabei auf die Flüchtlinge und Kriegsgefangenen (beider kriegsführenden Parteien) in den westlichen Gebieten des Russischen Kaiserreiches und auf diejenigen Kriegsgefangenen, die in den frontnahen Gouvernements Zentralrusslands (Voronež, Kaluga, Kursk, Orel, Rjazan', Tula) untergebracht waren.

Die Autorin stützt sich auf klassische Quellenarten, also Gesetze, Dekrete und Anordnungen der Behörden, zwischenstaatliche Verträge, Akten der Verwaltung und der Delegiertenversamm-

lungen von Flüchtlingen, auf Anfragen der deutschen und österreichischen Behörden, auf Fragebögen usw. Von Bedeutung sind auch Bestände der zentralen Archive Russlands und Weißrusslands sowie der Regionalarchive der oben genannten Gebiete Zentralrusslands. In örtlichen Archiven ist Material der untersten Verwaltungseinheiten *uezd* und *volost'* erhalten. Die meisten dortigen Archivalien werden zum ersten Mal ausgewertet. Sie sind um so wertvoller, als während der Sowjetzeit viel zusammenfassendes statistisches Material verschwand und teilweise auch absichtlich vernichtet wurde. So hat man 1924 die Bestände von Centropolenbež (dem Zentralkollegium für Kriegsgefangene und Flüchtlinge), von Centrèvak (der Zentralkommission für Bevölkerungsevakuiierung) und von anderen Behörden verbrannt, die mit den Angelegenheiten von zwangsweise Umgesiedelten befasst waren. Periodika wurden ebenfalls herangezogen, zusätzlich auch Erinnerungen und Tagebücher. Als separate Quellengattung bezeichnet die Autorin die Werke Lenins, die ihrer Meinung nach ein sehr krasses Bild der Wirklichkeit der nachrevolutionären Sowjetzeit zeichnen: „Hunger, Zerrüttung, Fahnenflucht, Hamsterkäufe, sowjetfeindliche Stimmungen und Auftritte, Banditentum, Geiselnahmen“ (S. 33).

Die Autorin verbindet in der Gliederung ihres Buches zwei Ansätze: den chronologischen (mit der zeitlichen Grenze 1917) und den nach dem „Forschungsobjekt“ (Flüchtlinge oder Kriegsgefangene).

Das *erste Kapitel* bietet eine sehr ausführliche Übersicht über die Forschungsliteratur zur Geschichte des Flüchtlingswesens und der Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg. Berücksichtigt werden die zeitgenössische Literatur, demographische Werke der Zeit des Kalten Kriegs und danach aus der Sowjetunion bzw. Russland und anderen Ländern (Weißrussland, Litauen, Lettland, Polen, Deutschland, Ukraine usw.). Die Autorin stimmt der These zu, dass das Problem während der Sowjetzeit kaum erforscht wurde, insofern als die humanitäre Hilfe im kaiserlichen Russland im Vergleich zur Sowjetzeit einen höheren Grad an Organisiertheit und eine bessere Garantie der Leistungen für Flüchtlinge aufwies. Die Forschungslage wird recht ausführlich dargelegt und es bleibt daher unklar, warum das Werk von G. WURZER: *Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2005 nicht benutzt wurde.

Das *zweite Kapitel* behandelt die Geschichte der Zwangsverlegungen aller Kategorien von Migranten während des ersten Kriegsabschnittes (bis zum Beginn der Revolution). Es ist relativ wenig umfangreich; der größere Teil der Monographie ist der Zeit nach 1917 gewidmet. Sorgfältig aufbereitet erscheinen alle vorhandenen Informationen zur Evakuierung und Neuansiedlung der Flüchtlinge aus den westlichen Gouvernements Russlands, zu ihrer Versorgung, zum Auftauchen der Kategorie der „Zivilgefangenen“, zur Unterbringung der Kriegsgefangenen der Mittelmächte auf dem Gebiet Zentralrusslands. Alle im Russischen Kaiserreich lebenden Staatsangehörigen der Mittelmächte (d. h. von Deutschland und Österreich, alles in Allem etwa 300.00 Personen) wurden zu potentiellen Feinden. Ein Teil von ihnen wurde ausgewiesen, aus militärisch wichtigen Betrieben entlassen, ein Teil lebte unter Auflagen, manche kamen ins Gefängnis. Es wird aufgezeigt, dass sich die Lage nach dem bekannten Abkommen vom Februar 1915 änderte, als deutschen Staatsangehörigen mit Ausnahme kriegsdienstfähiger Männer die Ausreise erlaubt wurde. Im *dritten Kapitel* entsteht ein Bild vom Prozess der Repatriierung der ehemaligen russischen Kriegsgefangenen nach dem Ausscheiden Russlands aus dem Krieg, und es werden verschiedene Varianten ihres weiteren Schicksals aufgezeigt. In wenigen Monaten des Jahres 1918 strömten nach Russland auf eigene Faust ebenso viele ehemalige Kriegsgefangene zurück wie während des ganzen Zeitraums von 1918

bis 1925 in geordneter Weise durch die Bemühungen staatlicher Stellen (S. 209). Es wird darauf hingewiesen, dass etwa 20 Prozent der russischen Kriegsgefangenen aus verschiedenen Gründen nicht nach Russland zurückkehrten (S. 190). Die Behörden gingen mit den Kriegsgefangenen differenziert um. Zur Unterstützung armer ehemaliger Gefangener wurden spezielle Ausweise ausgegeben; Hilfe wurde geleistet, auch wenn sie gering war. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass die Sowjetregierung die ehemaligen Kriegsgefangenen etwas besser behandelte als die Flüchtlinge (S. 220). Es wird auf verschiedene Formen der propagandistischen „Bearbeitung“ der Heimkehrer hingewiesen, damit nicht Feinde der Sowjetmacht ins Land kamen, und um die Ideen des Kommunismus zu verbreiten. Trotz aller Propagandabemühungen wollten die Bewohner der zentralrussischen Gouvernements nicht in die Rote Armee eintreten, sonder nahmen an den antibolschewistischen Bauernaufständen von 1918–1919 teil (S. 224).

Im *vierten Kapitel* geht es um die Repatriierung von Kriegsgefangenen der Mittelmächte über die zentralrussischen Gouvernements. Tatsächlich gab es keine genaue Erfassung der ausländischen Kriegsgefangenen; viele verdienten sich ihren eigenen Lebensunterhalt, die Situation in den Lagern verleitete zur Flucht. Unter den Kriegsgefangenen wurde mit dem Versprechen staatlicher Vollversorgung Propaganda für den Eintritt in die Rote Armee gemacht. In den Reihen der Roten und der Weißen Armeen dienten etwa 127.000 ehemalige Kriegsgefangene (S. 264). Die Gefangenen zogen in kleinen Gruppen nach Westen; wer es ohne Erlaubnis tat, wurde in ein Lager für „staatlich nützliche“ Zwangsarbeit gesteckt. Dabei wurden vor allem Angehörige polnischer Nationalität (im wehrdienstfähigen Alter), sowie Galizier und Ukrainer festgehalten, aber auch Offiziere, die sich früher der Roten Armee angeschlossen hatten, ohne die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Die Autorin untersucht auch die Kategorie der Internationalisten unter den Kriegsgefangenen. Es entsteht das Bild eines pragmatischen revolutionären Herangehens der bolschewistischen Führung. Alle diese Themen sind wichtig für das Verständnis der Geschichte der russischen Revolution, die sich nicht auf das Jahr 1917 beschränken lässt.

Die Lage der Flüchtlinge unter der Sowjetmacht wird im *fünften* und *sechsten* Kapitel nach den Zeitabschnitten 1918–1919 und 1920–1925 abgehandelt. Die Autorin nennt die vorrevolutionäre Zeit „die vorteilhafteste im Leben der Flüchtlinge“. Die umfangreichen Umsiedlungen von 1915 war von Todesfällen begleitet trotz der vom Staat organisierten Hilfe. Doch die größten Menschenverluste unter den Flüchtlingen gab es in der Zeit von 1918 bis zu ihrer Heimkehr (S. 378). Der Weltkrieg war zu Ende, doch die Tragödie der Nachkriegszeit dauerte an. So wird ein Bild von der Notlage der Flüchtlinge unter den Bedingungen der Ausbreitung von Typhus und von Choleraherden gezeichnet.

Der Schwerpunkt der Analyse dieser Kapitel liegt auf der Politik der Sowjetmacht gegenüber den Flüchtlingen. Im November 1917 verkündete der Flüchtlingskongress den Kurs der Zusammenarbeit mit der Sowjetmacht. Dabei erfüllten sich die Hoffnungen der Flüchtlinge auf staatliche Versorgung nicht: Ab dem 1. Januar 1918 verloren sie alle bisherigen Formen staatlicher Unterstützung. Deutlich ist erkennbar, dass die sowjetischen Behörden versuchten, die Repatriierung in ihrem Sinne auszunützen: Es wurde eine planmäßige Ansiedlung in den „satten“ Regionen mit einem „Herangehen von Klassenstandpunkt aus“ durchgeführt; angesiedelt werden sollten dabei Arbeiter und Vertreter der „Dorfarmut“, ferner Mitglieder der Dorfgemeinden. Die breite Masse der Flüchtlinge wanderte spontan. Flüchtlinge im wehrdienstfähigen Alter fanden sich gegen ihren Willen teilweise in den Reihen der Roten Armee wieder und mussten am Bürgerkrieg teilnehmen.

1919 begann bei jeglichem Fehlen einer planmäßigen Re-Evakuierung allenthalben die Vertreibung der Flüchtlinge aus den Häusern der Landbevölkerung; gleichzeitig wurden Hindernisse für eine selbständige Heimkehrbewegung aufgerichtet. Dekrete über die Gleichstellung der Flüchtlinge mit den anderen Staatsbürgern der Republik waren rein deklarativ, Hilfe gab es fast nicht. In den Hungerjahren 1920–1921 interessierten sich viele Flüchtlinge für eine Ansiedlung im staatlichen Besiedlungsfonds für Sibirien. Eine spontane Umsiedlung wurde aber als desorganisierend missbilligt und auch die Ansiedlung von Flüchtlingen unter 40 Jahren wurde behindert. Die Sowjetregierung versuchte zudem, die Spezialisten unter den Flüchtlingen in Russland zu halten.

Die Monographie, die als Habilitationsschrift entstand, ist für alle von Nutzen, die sich mit der Geschichte des Ersten Weltkrieges und der Russischen Revolution beschäftigen. Allerdings bleibt die Zeit der Provisorischen Regierung unbeachtet. Damals kam es zu einem Politikwechsel gegenüber den Flüchtlingen, und es sind Erfahrung mit dem liberalen Paradigma bei der Lösung der vermögensrechtlichen und anderen Probleme der Flüchtlinge zu erkennen.

IRINA P. PAVLOVA

Krasnojarsk

JGO 66, 2018/2, 312–313

Anna N. Ereemeeva

„Nachodjas’ po uslovijam vremeni v provincii ...“ Praktiki vyživanija rossijskich učnych v gody Graždanskoj vojny 1917

Krasnodar: Platonov I., 2017. 207 S., Abb. ISBN: 978-5-904316-47-1.

Der Russische Bürgerkrieg wird auch in neueren Publikationen vorwiegend als Gewaltgeschichte geschrieben (unter den Neuerscheinungen vgl. z. B. IL’JA RAT’KOVSKIJ: *Chronika belogo terrora v Rossii* [Chronik des Weißen Terrors in Russland]. Moskva 2017). Hingegen hat sich Anna Ereemeeva, Professorin an der Staatlichen Universität des Kuban’gebiets in Krasnodar, ein Stück bisher wenig erforschter Alltagsgeschichte ausgewählt, nämlich die Überlebentechniken russischer Gelehrter aus den Hauptstädten, die schon vor oder nach der Oktoberrevolution in die Provinz auswichen. Im Gegensatz zu den oft dickleibigen Arbeiten in der russischen Geschichtsschreibung ist die Untersuchung überschaubar und gut lesbar. Formal zerfällt sie in neun Kapitel, die wiederum in kurze Abschnitte gegliedert sind.

Zunächst umreißt die Autorin eingängig die Struktur der russischen Wissenschaftslandschaft und die Lebensbedingungen der russischen Gelehrten vor 1914. Dann folgt ein längerer Abschnitt über den Ersten Weltkrieg, in dessen Verlauf viele wissenschaftliche Einrichtungen aus der Frontzone ins russische Hinterland evakuiert wurden. Dies führte oft zur Gründung von Instituten und selbst Universitäten in der Provinz. Die Härten der Kriegszeit mit der galoppierenden Inflation verschonten auch die Gelehrten nicht; besonders fühlbar machte sich das Abgeschnittensein von der Fachwelt in Deutschland.

Die folgenden sechs Kapitel widmen sich dem Hauptthema, den Überlebensstrategien in der „weißen“ Provinz während des Bürgerkrieges. Viele Wissenschaftler, die sich aus verschiedenen Gründen im Oktober 1917 in der Provinz befanden, kehrten nicht in die von Not gebeutelten Hauptstädte zurück, andere benutzten den Vorwand wissenschaftlicher Verpflichtungen, um den bisherigen Zentren der akademischen Welt in Russland überhaupt den Rücken zu kehren. Es wird deutlich, dass die Gelehrten trotz der bedrückenden äußeren Umstände ganz erstaunliche Errungenschaften hervorbrachten. So entwickelte sich vor Ort, losgelöst von den unter bolschewistischer Herrschaft stehenden Hauptstädten, ein reges wissenschaftliches Leben. Dies betraf nicht nur die Naturwissenschaften, die unmittelbar verwertbare Ergebnisse liefern konnten, sondern selbst Ägyptologen und Mediävisten waren sehr aktiv. Es wurden viele neue Hochschulen gegründet und dort der Lehrbetrieb trotz Hungers und mangelnder Heizung, ganz abgesehen von der fehlenden Ausstattung mit Laborinstrumenten und Literatur, aufrechterhalten. Während die Publikation von Büchern stark zurückging, erschienen viele neue wissenschaftliche Zeitschriften. Die persönlichen Lebensbedingungen der Professoren und Akademiker aus Petrograd und Moskau waren häufig sehr bescheiden, oft mussten sie sich zusätzlich einfache Hilfsarbeiten suchen, um ihr Dasein fristen zu können. Viele wählten den Weg in die Emigration. Angesichts der häufigen Wechsel der Regime entwickelten die Gelehrten eine Art politischen Mimikry. Diesen hielten sie auch noch nach dem Sieg der Sowjetmacht in der Zeit der Neuen Ökonomischen Politik aufrecht. Während der Hungersnot in Russland Anfang der zwanziger Jahre machten sie oft sehr elementare Erfahrungen, wobei hier die Autorin auch vor der Schilderung furchtbarer Details nicht zurückschreckt (S. 180). Viele Wissenschaftler kehrten aus der Provinz in die nun wieder privilegierten Hauptstädte zurück. Mit dem Jahr 1922 endet die Untersuchung.

Eremeeva betrachtet alle „weißen“ Gebiete, mit einem gewissen Schwerpunkt auf ihre Heimat Südrussland. Sie stützt sich dabei auf eine erstaunliche Vielfalt von Materialien aus den verschiedensten zentralen und regionalen Archiven, Erinnerungen aus der Emigration und der Sowjetunion sowie der postsowjetischen Periode und eine große Menge an Sekundärliteratur. In erster Linie hat sie russischsprachige Untersuchungen rezipiert, daneben noch einige ukrainische und englische.

Insgesamt soll hervorgehoben werden, dass es sich bei dieser kleineren Arbeit um ein gelungenes Werk und eine gewinnbringende Lektüre handelt. Man kann gespannt sein, ob die Verfasserin eine logische Weiterführung des Themas vorlegt: das Schicksal derer, die sich in der Anfangszeit der Sowjetherrschaft behaupten konnten, während der Stalinschen Säuberungen.

GEORG WURZER
Wilhelmsdorf

JGO 66, 2018/2, 314–319

100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution

Hrsg. von Jan C. Behrends / Nikolaus Katzer / Thomas Lindenberger

Berlin: Links, 2017. 350 S., 12 Abb. ISBN: 978-3-86153-940-7.

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 2017

Hrsg. von Ulrich Mähler / Jörg Baberowski / Bernhard H. Beyerlein [u. a.]

Berlin: Metropol, 2017. 282 S., Abb. ISBN: 978-3-86331-330-2.

Revolutions and Counter-Revolutions. 1917 and its Aftermath from a Global Perspective

Ed. by Stefan Rinke / Michael Wildt

Frankfurt a. M., New York: Campus, 2017. 343 S. = Eigene und fremde Welten, 34.

ISBN: 978-5-593-50705-7.

Religion und Gesellschaft in Ost und West 45 (2017), 4/5:

100 Jahre Russische Revolution

Hrsg. vom Institut G2W. Ökumenisches Forum für Glauben, Religion und Gesellschaft in Ost und West

Zürich: Institut G2W, 2017. 55 S., zahlr. Abb. ISBN: 2253-2465.

In den Umwälzungen des Jahres 1917 sahen manche Juden Russlands den „Beginn der Erlösung“ (ALEXIS HOFMEISTER: Die Juden und die Russische Revolution, in: Religion und Gesellschaft, S. 24). Hofmeister veranschaulicht in diesem Essay, welche Erwartungen die beiden Revolutionen bei der jüdischen Bevölkerung des untergehenden Zarenreichs auslösten. Von überragender Bedeutung war nach Alexis Hofmeisters Ansicht zunächst die Befreiung von den vielfältigen Diskriminierungen, etwa den Ansiedlungsbeschränkungen. Die Entwicklungspfade des modernen Judentums mit dem Aufbau einer sozialistischen Sowjetrepublik, der Niederlassung in Palästina, der Auswanderung nach Nordamerika und dem sozialen Engagement für einen wahrhaft internationalen Humanismus ließen sich aus den Erfahrungen im revolutionären Russland schöpfen – aber die Februar- wie die Oktoberrevolution erfüllten die messianischen Erwartungen nicht. Allzu oft wurden die Menschen erneut Opfer von Gewalt, gerade auch diejenigen, die in der Herausforderung der Russischen Revolution eine Antwort suchten, wie Jörg Baberowski in seinem Beitrag *Antworten auf ein sowjetisches Jahrhundert* betont (Die Russische Revolution und das Ende des Alten Europa, in: JHK, S. 29).

Die drei zur Besprechung vorliegenden Sammelbände und die Ausgabe der Zeitschrift *Religion und Gesellschaft* nehmen sich wie Dutzende weitere der auf dem Buchmarkt rechtzeitig zum Jubiläum platzierten Werke zu den Russischen Revolutionen an. Gemeinsam ist den Autorinnen und Autoren, dass sie in der ideologischen Herausforderung durch die Bolševiki ein zentrales Element in der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts sehen. Dabei ist der von Jan Claas Behrends, Nikolaus Katzer und Thomas Lindenberger herausgegebene Band *100 Jahre Roter Oktober* besonders innovativ angelegt. Untersucht werden darin die Jahrestage der Revolution – von 1917 bis 2017.

Damit folgt man durchaus der sowjetischen Sicht auf die Ereignisse: Denn jeder zehnte Jahrestag wurde aufwendig in Moskau begangen.

Das *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* (JHK) 2017 blickt auf die Oktoberrevolution klassisch zurück. Die Ereignisse werden chronologisch in den Aufsätzen rekapituliert. Eine Besonderheit des Buchs liegt in den *Biografischen Skizzen*, bei denen mit Nikolaj Nekrasov und Alfred Rosenberg zwei höchst unterschiedliche Akteure vorgestellt werden. Um es vorweg zu nehmen: Das Jahrbuch hätte gewonnen, wenn alle Beiträge sich diesen Skizzen und dem Postulat des Mitherausgebers JÖRG BABEROWSKI angenähert hätten, die Geschichte der Revolution solle „als Beschreibung individuellen Erlebens erzählt werden“ (S. 2). So wären wie in dem gelungenen Artikel ERIK KULAVIGS über die verschlungenen Geschichten der Revolution in Vjatka (Kirov) die historischen Lebenswelten in ihren Vernetzungen vor die Augen der Leser getreten.

Die Auswirkungen des Jahres 1917 auf die Welt werden in dem von Stefan Rinke und Michael Wildt herausgegebenen Band *Revolutions and Counter-Revolution* in Szene gesetzt. Die Autorinnen und Autoren dieses ansprechenden Buches schauen über den russischen Tellerrand hinaus und begeistern mit neuen Blickwinkeln auf den Revolutionsexport aus Osteuropa in die Welt: so nach China 1917–1919 in chinesischen Quellen (XU GUOQI) oder die lateinamerikanischen Diskussionen zur selben Zeit (STEFAN RINKE) oder die Situation in Argentinien 1917. Sie alle unterstreichen die weltweite Herausforderung durch den Kommunismus.

Hofmeisters eingangs angesprochener Essay ist der Zeitschrift *Religion und Gesellschaft* entnommen. Hier sind gesamthaft die Beiträge zur Umgestaltung der Glaubenslandschaft in Russland einerseits, der Schweizbezug der Revolutionäre andererseits hervorzuheben.

Das Zarenreich war wie die Sowjetunion ein Vielvölkerreich. In Städten, Dörfern, Regionen fanden sich die unterschiedlichsten Lebenswelten. Die nationale Frage besaß Sprengkraft; nicht nur in der Sowjetunion, sondern weltweit (JÖRN LEONHARD: 1917–1920 and the Global Revolution [...], in: *Revolutions and Counter-Revolution*, hier S. 42–49). Die Bolševiki waren angetreten, diese Frage zu lösen. Sie blieb jedoch im Großen und Ganzen unbeantwortet. Angesichts der Bedeutung der Peripherien, der großen nichtrussischen und nichtslawischen Bevölkerungsanteile überrascht, ja enttäuscht bei den hier besprochenen Werken die weitgehende Ignoranz gegenüber dem Vielvölkerreich. Ist die Ukraine tatsächlich ausreichend, um die Ereignisse an der Peripherie zu erklären, so im JHK der Beitrag TANJA PENTERS? Wäre es denn nicht an der Zeit, prominenter über das Baltikum, den Kaukasus, Zentralasien, Sibirien, den Fernen Osten zu reden? Die unterschiedlichen Reichsteile angemessener zu gewichten? Die Forschungen liegen hierzu vor. Die Revolution hatte, über diese Regionen ausgreifend, einen enormen Einfluss; man denke nur an die zentralasiatisch-türkischen Verbindungen, die in den frühen zwanziger Jahren bestanden (ABDULHAMIT KIRMIZI: *After Empire, Before Nation* [...], in: *Revolutions and Counter-Revolution*, hier bes. S. 132–133). Ja, die Russischen Revolutionen fanden in den Zentren statt. Und ja, sie wurden von den Slawen, den Großrussen getragen. Doch der Bürgerkrieg wütete fernab der europäischen Zentren. Abertausende Opfer forderten Revolution und Gegenrevolution unter allen Bevölkerungen (zu den Zahlen: DIETRICH BEYRAU: *Portent or Salvation* [...], in: *Revolutions and Counter-Revolution*, hier S. 57–58). Ebenso viele Anhänger konnten hier aber auch neu gewonnen werden. Zumindest hebt sich der Artikel von IZAO TONIO ab, der im Sammelband *Revolutions and Counter-Revolution* über die sibirische Intervention Japans berichtet, einen vergessenen Krieg innerhalb des Bürgerkriegs – das alliierte Eingreifen in den Fortgang der Russischen Revolution.

In Japan sah man in den Bolševiki ein deutsches Puppenregime, das noch dazu schlecht organisiert war (S. 176). Der Rückzug Japans aus Sibirien wird nicht nur deshalb als erste Niederlage des Kaiserreichs angesehen – von japanischen Historikern bis zum heutigen Tag (S. 169).

Im Ersten Weltkrieg, dem Revolutionsjahr 1917 und dem folgenden russischen Bürgerkrieg veränderte sich Osteuropa – mit Sibirien und Zentralasien –, also ganz Eurasien zu einem riesigen Gewaltraum. Zu diesem Aspekt wurde in der Geschichtswissenschaft der letzten zehn Jahre viel veröffentlicht; man denkt hier vor allem an die inspirierende Studie von Felix Schnell (*Räume des Schreckens*, 2012). JAN CLAAS BEHRENDTS gelingt es in seinem im Sammelband *Revolutions and Counter-Revolution* veröffentlichten Aufsatz, diesen Gewaltraum in größere Zusammenhänge zu stellen. Das Russland der Bolševiki wird hier zu einem „Laboratorium moderner Politik“ – doch auch mit dem Untergang der Sowjetunion sei das Suchen und Ausprobieren von Politik nach dem Vorbild Lenins, sei sie auf Gewalt fußend oder nicht, in weiten Teilen der Welt, so auch in China, noch nicht abgeschlossen.

Im Westen wurde die Revolution oft genug als Apokalypse verstanden: als Schock, Herrschaft des Pöbels oder Sieg der Juden – „das Schlagwort vom ‚jüdischen Bolschewismus‘ kennzeichnet die verzerrte Wahrnehmung innerhalb wie außerhalb Russlands“ (DIETRICH BEYRAU: Oktoberrevolution. „Flammenschrift auf Europas östlicher Wand“, in: JHK, S. 49). Die Rede des damaligen CDU-Abgeordneten Martin Hohmann 2003 zeigte die Wirkmächtigkeit der antisemitischen Feindbilder bis in unsere Zeit hinein. WOLFGANG BENZ entlarvt die Verschwörungstheorien als Fantasien (*Die Oktoberrevolution als Projektionsfläche von Verschwörungstheorien*, in: JHK, bes. S. 170–176). Polens Propaganda im polnisch-sowjetischen Krieg 1920/21 – dessen Vorbereitung und die nach dem sowjetischen Scheitern nach Erklärungen suchenden Diskussionen der Bolševiki (Streit u. a. zwischen Radek und Lenin) werden von ALEXANDER VATLIN wunderbar analysiert (*Die Oktoberrevolution und die Gründung der Kommunistischen Internationale*, in: JHK, hier S. 82–85) – bediente sich ausgiebig des Stereotyps vom jüdischen Bolschewismus, wie DIETRICH BEYRAU deutlich macht (*Portent of Salvation [...]*, in: *Revolutions and Counter-Revolution*, S. 45, oder *Oktoberrevolution. „Flammenschrift auf Europas östlicher Wand“ ...*, in: JHK, oder 1917. *Der Rote Oktober in zeitgenössischen Deutungen ...*, in: 100 Jahre Roter Oktober). Lenin hatte selbst davon gesprochen, dass die jüdische Intelligenz ein hohes revolutionäres Potential besitze (ALEXIS HOFMEISTER: *Die Juden und die Russische Revolution*, in: *Religion und Gesellschaft*, S. 25). Aus dieser Feststellung und aus bestehenden antisemitischen Grundhaltungen wurde schnell die Erzählung von einer jüdischen Revolution, einer Revolution, auf die Antworten zu finden waren. Es überrascht nicht, dass der Antisemit Alfred Rosenberg, 1892 in Reval (Tallinn) geboren, diese Stereotypen aufnahm und ausschlachtete: ERNST PIPER analysiert in einem sehr ansprechenden Aufsatz, wie Rosenberg zu einem Wegbereiter des Vernichtungsfeldzugs gegen den „jüdischen Bolschewismus“ wurde und wie er die Vorstellung einer deutsch-russischen Verständigung bei der Linken in der NSDAP wütend ablehnte (*„Pest in Rußland“ – Alfred Rosenberg und die Russische Revolution*, in: JHK, hier S. 212–213). ROBERT GEWARTH blickt in seinem Beitrag nicht nur auf Rosenberg. Das Baltikum ist bei ihm eine in besonderem Maße von Gewalt geprägte Region, in dem auch der spätere Auschwitz-Kommandant Rudolf Höss als Freiwilliger bereits 1918 in Lettland Gewalterfahrungen sammelte und mit vielen weiteren Antisemiten gegen die Bolševiki ankämpfte und Pogrome unterstützte (*The Role of Violence [...]*, in: *Revolutions and Counter-Revolution*, S. 145–148, 158).

Hier wie in fast allen anderen Regionen Osteuropas wurde von rechten Kräften der Kampf gegen die Revolution zu einem Kampf gegen das Judentum stilisiert.

Antireligiöse Kampagnen und Gottlosenbewegungen sind mit der Revolution auf das Engste verbunden. Ein neuer Sowjetmensch sollte entstehen (SANDRA DAHLKE: Antireligiöse Kampagnen und Gottlosenbewegung, in: Religion und Gesellschaft, hier S. 34–35). Heute sieht die russische Orthodoxie in der Revolutionszeit und den Bolševiki eine „höhere Fügung“, die erduldet werden musste (JAN PLAMPER: 2017. Erinnerung und Verdrängung der Revolution [...], in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 286). Konnten nach der Februarrevolution Reformen durchgesetzt werden (PAVEL ROGOSNYJ: Die „Kirchenrevolution“ von März bis August 1917 in: Religion und Gesellschaft), führte spätestens die „Kirchenrevolution“ in Russland 1922 zum Terror gegen die Geistlichen (SERGIJ IVANOV: Die „Kirchenrevolution“ in Russland von 1922, in: Religion und Gesellschaft). Der Kommunismus stellte aber nicht nur im sowjetischen Machtbereich eine Gefahr für die Kirchen dar. So kämpfte die Katholische Kirche bis 1963 weltweit gegen die „Gottlosen“. Der spätere Papst Pius XI. (Achille Ratti) verfolgte als Nuntius in Warschau 1919 bis 1921 angstvoll den Vormarsch der Roten Armee. Zur gleichen Zeit erlebte der spätere Papst Pius XII. (Eugenio Pacelli) in München die Räterepublik. Gespickt mit diesen persönlichen Erfahrungen wurden sie auf dem Stuhl Petri zu ideologischen Vorkämpfern gegen den Kommunismus (PATRICK J. HOULIHAN: Global Catholicisms Crusade [...], in: Revolutions and Counter-Revolution, hier S. 109–110). Und selbst in der Schweiz mobilisierte 1929 eine in 19 Städten gezeigte Ausstellung die Bevölkerung gegen die „Gottlosen“. Drei Jahre später veröffentlichten die Schweizer Bischöfe eine Broschüre *Abwehrkampf gegen die Gottlosenbewegung* (STÉPHANIE ROULIN: Der Kampf gegen den gottlosen Kommunismus in der Schweiz, in: Religion und Gesellschaft).

Während der Rote Oktober in seinem ersten Jahrzehnt eine Anhäufung von Widersprüchen war (FREDERICK C. CORNEY: 1927. Zehn Jahre Roter Oktober [...], in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 82), so kann neben der Suche nach einer abstrahierenden Erhöhung der Ereignisse bilanziert werden: Die Sowjetunion war 1927 wirtschaftlich und politisch gefestigt. Stalin begann mit seinem Machtapparat die einstigen Weggefährten zu vernichten; Trotzki wurde 1927 aus der Partei ausgeschlossen; nichts war vom Roten Oktober übriggeblieben. So schien es. Stalin persönlich griff, so die Legende, auch in die filmischen Erinnerungen an den Roten Oktober im Jahre 1927 persönlich ein und bestand im Schneiderraum auf einer Zensur zu Lasten Trotzki in Sergej Ėizenštejns Film *Oktober* (ANNA BOHN / THOMAS LINDENBERGER: Die Oktoberrevolution und ihre Bilder in den Köpfen, in: JHK, S. 158). Dieser und weitere Eingriffe in die filmische und Bildüberlieferung haben mit ihren Ergebnissen unsere heutigen Sichtweisen auf die Revolution geprägt. Die Alleinstilisierung Lenins im Zentrum der Revolution, das Wegschneiden anderer, von Stalin geschmähter, später ermordeter Parteigänger schuf eine ins Kultische gehende Vergötterung Lenins im Genre des historischen Revolutionsfilms (S. 161). Der Mythos des kollektiven Handelns der Revolutionärinnen und Revolutionäre ist in unserem kulturellen Bildgedächtnis so beinahe abhandengekommen.

Bis 1937 – dem Jahr des großen Terrors mit hunderttausenden Verschleppten und Ermordeten in der Sowjetunion – vollzog sich der Aufmarsch der Rechten und der Aufstieg der Faschisten in Europa. Die Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag waren nun nicht mehr nur den Heldentaten von 1917 gewidmet, sondern vor allem Stalin selbst – Stalin, der gegen die äußeren Feinde zu Felde zog. Stalins Sowjetunion und ihre revolutionären Verheißungen boten sich dem Antifaschismus als Vorbilder an. In Spanien schien Genosse Stalin die Freiheitskämpfer anzuführen (JOSÉ M. FARALDO:

Eine Gedenkfeier im Spannungsfeld von Terror, „Fünfter Kolonne“ und transnationalem Kommunismus, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 84) – als „Verteidiger des heldenhaften Spaniens“ wurde er besungen (hier S. 101). (Zur Krise in Spanien 1917 vgl.: ENRIC UCCELAY-DAL: Spain's „Crisis of 1917“, in: *Revolutions and Counter-Revolutions*.) In der gesamten Welt – nicht nur in China, wo Mao 1948 verkündete, der „Glanz der Oktoberrevolution erleuchtet uns“ (GERD KOENEN: 2007. China – aus dem Schatten des Roten Oktober auf die Höhe des 21. Jahrhunderts?, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 260), fand die Revolution Anhänger. (Zu China in den Jahren 1917–1919 vgl.: XU GUOQI: China in the Age of Revolutions [...], in: *Revolutions and Counter-Revolutions*, hier S. 181, 196–198.) Noch 1967 feierte man in der sogenannten Dritten Welt den sowjetischen als einen Sonderweg, dem zu folgen nicht die schlechteste politische Variante war, wenngleich letztlich jede Programmatik den Staaten der Dritten Welt gegenüber fragil blieb, jede Bilanz provisorisch und jede Entwicklung offen (ANDREAS HILGER: 1967. Lenins Erben und die nationale Revolution in der Dritten Welt, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 177).

1947 hatte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Teilung der Welt vollzogen. In Moskau wurde das 800-jährige Stadtjubiläum gefeiert, und Molotov verband in seinem Grußwort den Sieg über Deutschland im Großen Vaterländischen Krieg zwei Jahre zuvor mit dem Roten Oktober 1917. Die Kriegsereignisse gehörten nun zur Etappe der sowjetischen Geschichte – „das sowjetische Volk [hat] durch seinen selbstlosen Kampf die europäische Zivilisation vor der faschistischen Pogrom-Meute gerettet“ (OLGA NIKONOVA: 1947. Gesichter des Nachkriegssozialismus, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 122). Doch in der Realität der Sowjetunion war wenig vom Glanz der Reden zu spüren: Die Hungersnot von 1947 ließ wohl 100 Millionen Menschen leiden, von denen etwa zwei Millionen starben (S. 127).

Stalins Tod 1953 veränderte die Sowjetunion und die Welt. Allerorten rätselte man, wer nun der starke Mann im Kreml sein würde. Eine Lockerung der Herrschaft sollte es zunächst nicht geben. In Polen spricht man von „Parteibeton“, um diese konservative Parteihaltung zu beschreiben (MACIEJ GÓRNY: 1957. Die Lehren des „Schwarzen Oktober“, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 137). Mit dem Begriff der Stagnation sind die anschließenden Brežnev-Jahre in der Erinnerung verbunden. Beinahe unpolitisch seien demnach auch die Moskauer Revolutionsfeierlichkeiten 1977 gewesen – ein Ereignis, das dem Geist jener Zeit entsprach (JULIANA FÜRST: 1977. Stagnierende Revolution? Zwischen Erstarrung und Dynamik, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 181, 183). Nicht die Revolution wurde weitergetrieben. Brežnev ließ eine Verfassung schreiben. Das Gegenteil einer Revolution. An die Stelle von Spontaneität trat Planung (S. 185).

Dass die Wirtschaft, der Partei- und der Staatsapparat stagnierten, erkannten die Oberen in der Sowjetunion unter Michail Gorbatschow erst um das Jahr 1987. Am 2. November rief Gorbatschow aus, die Revolution gehe weiter, Roter Oktober und Perestrojka hingen zusammen (ALEXANDER VATILIN: 1987. Lasst uns über Geschichte reden! [...], in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 214). Doch der „Schatten der Revolution“ verließ das neue Russland schon zehn Jahre später (S. 231). 1997 erschien die Machtübernahme der Bolševiki schon in einem recht dunklen Licht (IRINA SCHERBAKOWA: 1997. Eine Wende, still und leise, in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 341). Auch baulich veränderte sich das Land. Die unter Lenin, Stalin und ihren Nachfolgern zerstörten vorrevolutionären Gebäude entstanden vielfach als Kopie neu. Dies mochte suggerieren, die Wunden des 20. Jahrhunderts könnten leichter Hand geheilt werden (S. 249).

Dass die Erinnerungskultur nicht so leicht zu verändern ist, zeigt JAN PLAMPER in seinem anregenden Essay über die Versuche vor allem der Orthodoxen Kirche, stärkeren Einfluss auf die Feierlichkeiten im Jahr 2017 zu nehmen (2017. *Erinnerung und Verdrängung der Revolution in Russland* [...], in: 100 Jahre Roter Oktober). Seit der Heiligsprechung des letzten Zaren im Jahre 2000 sind kritische Äußerungen über ihn schwierig geworden, wenngleich es doch immer noch einfacher ist, die Revolutionszeit zu hinterfragen als den schon kanonisierten Ablauf des sowjetischen Sieges im „Großen Vaterländischen Krieg“.

Gedenkfeierlichkeiten lassen sich als Prozess der Mythenbildung verstehen (FREDERICK C. CORNEY: 1927. Zehn Jahre Roter Oktober [...], in: 100 Jahre Roter Oktober, S. 65). Die Revolutionen in Russland 1917 standen 100 Jahre später weltweit im Mittelpunkt zahlreicher Veranstaltungen an Universitäten oder Schulen. Einmal mehr wurde hier und in unzähligen Beiträgen die Aufgabe der Geschichtswissenschaft unterstrichen, Feiern und Mythen zu kontextualisieren und historisch infrage zu stellen. Die besprochenen Aufsätze in drei Sammelbänden und einer Zeitschrift geben einen erstklassigen Ein- und Überblick über die Ereignisse von 1917 bis 2017, ebenso wie über die globale Bedeutung des kommunistischen Experiments. Eine breite Leserschaft ist dem Sammelband *100 Jahre Roter Oktober* zu wünschen. Die Essays lassen nicht nur das 20. Jahrhundert aus einer sowjetischen Perspektive Revue passieren. Sie bieten sich auch in der Lehre wunderbar als Einstiegslektüre an. Im *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung* stechen aus meiner Sicht die Beiträge mit biographischem Bezug hervor; im Sammelband *Revolutions and Counter-Revolution* die Artikel zur Gewaltgeschichte und zu den außereuropäischen Regionen. Dass der Kommunismus auch gegen die Vorherrschaft der Religionen gerichtet war, rufen die kurzen Artikel in *Religion und Gesellschaft in Ost und West* ins Gedächtnis. Der „Beginn der Erlösung“, so darf die Gesamtlektüre bilanziert werden, war die Revolution im Oktober 1917 jedenfalls nicht. Wenn die Verheißungen der Bolševiki auch nach einer wunderbaren Zukunft klangen und weltweit Anhänger mobilisierten, war es letztlich doch ein Weg in eine von Gewalt geprägte Einbahnstraße.

JÖRN HAPPEL
Basel

JGO 66, 2018/2, 319–321

A. M. Rybakov / G. A. Bordjugov / I. O. Ermačenko [u. a.]
Torgovo-promyšlennye palaty i birževye komitety Rossii v gody Pervoj mirovoj vojny [Industrie- und Handelskammern und Börsenkomitees in Russland in den Jahren des Ersten Weltkriegs]. Predislovie S. N. Katyrina
Moskva: AIRO-XXI, 2014. 424 S., Abb., Tab. ISBN: 978-5-91022-276-6.

Die Wirtschaftsgeschichte Russlands während des Ersten Weltkriegs zählt sicherlich nicht zu den gründlich erforschten Themen. Daher erscheint eine Darstellung zur Rolle der Industrie- und Handelskammern und der Börsenkomitees in der Kriegswirtschaft, im internationalen Handel und bei der Versorgung der Bevölkerung als sehr willkommen. Im Jahr des Erscheinens des reich bebildert-

ten Bandes jährte sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Male und 2017 begeht die Industrie- und Handelskammer Russlands ihr hundertjähriges Jubiläum. Sollte es sich bei dem vorliegenden Werk also nur um eine reich illustrierte, jedoch wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügende Jubiläumsschrift ohne größeren Nutzwert handeln? Die Lektüre des Vorworts aus der Feder des Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Russlands ist nicht sehr ergiebig. Auch die vierseitige Einleitung und die knappen Schlussfolgerungen werden ihrem Namen nicht gerecht. Doch das Autorenkollektiv unter Leitung von A. M. Rybakov, das noch aus G. A. Bordjugov, I. O. Ermačenko, I. V. Zubkov, B. V. Sokolov, T. A. Filippova und A. I. Škirando besteht, hat auf der Basis von Literatur und Archivmaterial aus dem Staatlichen Archiv der Russischen Föderation (GARF), dem Russischen Staatlichen Historischen Archiv (RGIA) und dem Zentralen Historischen Archiv Moskaus (CIAM) eine gewisse Vorarbeit geleistet, ein bis jetzt praktisch unerforschtes Thema zu untersuchen. Dies geschieht allerdings äußerst deskriptiv und mit wenig tiefgehender Analyse.

Zu bemängeln wäre, dass die Verfasser der einzelnen Kapitel nicht namentlich gekennzeichnet sind. Auch beschränken sich die Literaturangaben auf ein Minimum. In einem umfangreichen Anhang von über 90 Seiten finden wir Faksimiles von Originaldokumenten. Im Fließtext wird ausführlich aus dem Archiv zitiert. Allerdings ist der Abdruck des vollständigen Inhalts von Dokumenten für den Leser auf die Dauer sehr ermüdend, und ein fortlaufendes und analysierendes Narrativ kommt deutlich zu kurz. Weiterhin werden noch einige Kurzbiographien der handelnden Akteure vorgestellt. Immerhin bricht die Darstellung nicht beim Frieden von Brest-Litovsk ab, sondern endet mit einem Ausblick in die Zeit nach dem Ende des Weltkriegs.

Das erste Kapitel nimmt sich der Entwicklung von Industrie- und Handelskammern und Börsenkomitees vor dem Ersten Weltkrieg an und geht auch auf die bilateralen Handelskammern wie die britisch-russische ein. Die Bedeutung von Kammern für den internationalen Handel wird betont, jedoch wird deutlich, dass dieses Werk nicht wirklich auf wirtschaftshistorische Zusammenhänge abzielt. Das Folgekapitel untersucht bilaterale Handelskammern intensiver, vor allem die russisch-britische aber auch die russisch-französische und die russisch-amerikanische. Die Mitgliedschaft in solchen Organisationen war freiwillig, und sie stieg bereits vor dem Krieg deutlich an. Während des Krieges traten auch neue Institutionen auf den Plan, und der russische Außenhandel wurde teils über sie, teils über die vorher bestehenden Kammern abgewickelt. Der Text verliert sich allerdings in Details wie einer Messe in Lyon, und dem Leser fällt es schwer, größere Zusammenhänge zu erkennen. Das anschließende Kapitel widmet sich der russischen Exportkammer, doch die seitenlange Wiedergabe von Dokumenten erschwert auch hier die Lektüre.

Das vierte Kapitel trägt den bezeichnenden Namen *Eine vereinte Klasse von Unternehmern und Händlern zusammen mit dem Volk und der Regierung*. Im ganzen Buch taucht diese „Klasse“ immer wieder auf, obwohl in der Realität die Interessen stark branchenabhängig waren, beispielsweise, ob ein Unternehmen zur Kriegs- oder zur Friedensindustrie zählte. Es sollte in diesem Abschnitt eigentlich um die Mobilisierung von Handel und Industrie für die russischen Kriegsanstrengungen gehen, doch dies wird nicht überzeugend herausgearbeitet.

Im fünften Kapitel wird der Kampf gegen den deutschen Einfluss behandelt; schließlich war das Deutsche Reich vor dem Krieg der wichtigste Handelspartner und ein bedeutender Investor. Zahlreiche Deutsche, einerlei welcher Staatsangehörigkeit, spielten im russischen Wirtschaftsleben eine wichtige Rolle. Dieser Kampf wurde anfangs als Kampagne organisiert. Allerdings unterlaufen

den Autoren auffällige Fehler wie die Behauptung, der Nähmaschinenhersteller „Singer“ sei ein deutsches Unternehmen (S. 167). Wieder verliert sich der Text in Details und ein größerer Zusammenhang ist schwer erkennbar.

Im darauffolgenden Kapitel geht es um das Verbot des Verkaufs von Wodka und Bier während des Krieges und die Position der Handelskammern dazu. Das Selbstbrennen sorgte rasch für einen Ausgleich ebenso wie Lacke und Polituren, die auch getrunken werden konnten, und dem Staatshaushalt fehlte ein Viertel der Einnahmen. Dieses Kapitel ist mit sieben Seiten allerdings zu kurz, um wirklich auf das Thema einzugehen. Dies gilt ebenso für den folgenden Abschnitt über die Warnungen vor der großen Katastrophe 1916–1917.

Im achten Kapitel werden Industrie und Handel und ihr Verhältnis zur Februarrevolution 1917 behandelt. Auf der einen Seite wurde die Möglichkeit gesehen, den Krieg doch noch zu gewinnen, auf der anderen Seite wurden laut Text wichtige Chancen nicht ergriffen. Im Sommer 1917 begann dann angesichts der instabilen Verhältnisse die Kapitalflucht aus Russland. Das nächste Kapitel untersucht die Frage der Versorgung mit Brot und die diesbezüglichen Aktivitäten der Kammern und ist wiederum zu kurz, um dem ausführlich auf den Grund zu gehen.

Vom letzten Kapitel ließe sich viel erwarten, es geht um den Frieden von Brest-Litovsk und Russlands Industrie und Handel. Umfangreiche, entschädigungslose Enteignungen nach der Oktoberrevolution und eine starke staatliche Kontrolle über Handel und Produktion sollten eigentlich reichlich Stoff für Konflikte und zum Nachdenken bieten. Weiterhin wollten die Mittelmächte ihren Handel mit Russland fortsetzen. Stattdessen wird der Leser erneut nahezu erschlagen von seitenlangen Zitaten aus Originaldokumenten, und eigene Folgerungen im Text kommen viel zu kurz. Anhang und Register runden das Buch ab.

Es handelt sich bei diesem Werk nicht um eine Jubiläumsschrift, aber auch nicht im eigentlichen Sinn um eine Monographie über die russischen Industrie- und Handelskammern und Börsenkomitees im Ersten Weltkrieg, sondern um einen Steinbruch an Material, oftmals direkt aus dem Archiv. Wir erfahren viel Neues zu einem bisher unerforschten Thema, doch wirklich nutzbar ist dieses Buch nur für einen Leser, der dieses oder benachbarte Themen erforschen möchte und nach Material sucht. Weiterhin kann derjenige dem Werk etwas abgewinnen, wer zeitgenössische Fotos schätzt und sich an der ausgiebigen Lektüre von relevanten und irrelevanten Quellen erfreut.

OLAF MERTELSMANN

Tartu

JGO 66, 2018/2, 322–328

Svet i teni Velikoj vojny. Pervaja mirovaja v dokumentach èpochi

Sost. A. V. Repnikov / E. N. Rudaja / A. A. Ivanov

Moskva: Rosspèn, 2014. 414 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-5-8243-1898-2.

Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov. Vlast' i rossijskoe obščestvo. 1914–1918. T. 1: Èvolucija vzgljadov

Red. sovet: A. P. Nenarokov / V. V. Žuravlev / A. V. Repnikov / K. A. Solov'ev / A. K. Sorokin / V. V. Šelochaev

Moskva: Rosspèn, 2014. 635 S. ISBN: 978-5-8243-1893-7.

Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov. Vlast' i rossijskoe obščestvo. 1914–1918. T. 2: Konservatory: velikie razočarovanija i velikie uroki

Red. sovet: A. P. Nenarokov / V. V. Žuravlev / A. V. Repnikov / K. A. Solov'ev / A. K. Sorokin / V. V. Šelochaev

Moskva: Rosspèn, 2014. 652 S. ISBN: 978-5-8243-1895-1.

Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov. Vlast' i rossijskoe obščestvo. 1914–1918. T. 3: Liberal'nyji vzgljad na vojnu: čerez katastrofu k vozroždeniju

Red. sovet: A. P. Nenarokov / V. V. Žuravlev / A. V. Repnikov / K. A. Solov'ev / A. K. Sorokin / V. V. Šelochaev

Moskva: Rosspèn, 2014. 543 S., zahl. Tab., 4 Ktn. ISBN: 978-5-8243-1891-3.

Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov. Vlast' i rossijskoe obščestvo. 1914–1918. T. 4: Demokratija „strany narušennogo ravnovesija“

Red. sovet: A. P. Nenarokov / V. V. Žuravlev / A. V. Repnikov / K. A. Solov'ev / A. K. Sorokin / V. V. Šelochaev

Moskva: Rosspèn, 2014. 591 S. ISBN: 978-5-8243-1899-9.

Svet i teni, also Licht und Schatten, ist ein Triptychon. Der erste Teil präsentiert Texte von Zeitgenossen der, wie es George F. Kennan formulierte, „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. Er ist chronologisch in sechs Abschnitte gegliedert, dessen erster die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs thematisiert, während die folgenden den fünf Kriegsjahren von 1914 bis 1918 gewidmet sind. 36 publizistische Beiträge haben Aufnahme in die vorliegende Edition gefunden. Zu den Verfassern der edierten Quellentexte zählen bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens des *Ancien régime*. Nur wenige wie der „Kadett“ Petr Berngardovič Struve, dessen Parteifreunde wie der Moskauer Philosoph und Jurist Ivan Aleksandrovič Il'in, Evgenij Nikolaevič Trubeckoj, der später die Partei der friedlichen Erneuerung mitbegründen sollte, oder der Philosoph Nikolaj Vasil'evič Ustrjalov können dem liberalen Lager zugerechnet werden. Die deutliche Mehrheit der Quellen stammt von – teilweise ultra- – nationalistischen, konservativen oder extrem monarchistischen Verfassern. Zu nennen wären vor allem der Religionsphilosoph Vasilij Vasil'evič Rozanov, der Diplomat Jurij Sergeevič Karcov [Karcev], der langjährige wolhynische Staatsdumaabgeordnete, Mitarbeiter und

später Redakteur des *Kievljanin* Vasilij Vital'evič Šul'gin, der Historiker Dmitrij Ivanovič Ilovajskij oder der Professor der Psychiatrie, Rektor der Warschauer Universität und einflussreiche Ideologe des russischen Nationalismus Pavel Ivanovič Kovalevskij.

Darüber hinaus haben Texte dreier hoher geistlicher Würdenträger Aufnahme gefunden: der Erzbischöfe von Vologda und Tot'ma, Nikon (Roždestvenskij), und von Char'kov, Antonij (Chrapovickij), sowie des Erzpriesters Ivan Ivanovič Vostorgov, der u. a. in der kirchlichen Mission unter nach Sibirien übergesiedelten Bauern überaus aktiv war. Diese Geistlichen predigten keineswegs nur Barmherzigkeit, sondern versicherten die Gläubigen der göttlichen Vorsehung, die der gerechten russischen Sache zum Sieg über den „Germanismus“ verhelfen und damit auch die orthodoxen Glaubensbrüder und Slawen von deutscher Knechtung befreien werde (S. 76, 85). Dies war die russisch-orthodoxe Spielart einer „Befreiungstheologie“. Sie fügte sich glänzend in die gerade im national-liberalen Lager populäre Ideologie ein, derzufolge das Zarenreich einen Befreiungskrieg führte. Diesem redete beispielsweise Evgenij Trubeckoj in seinem bereits Anfang August 1914 in den liberalen Moskauer *Russkija Vedomosti* veröffentlichten Beitrag *Der Sinn des Krieges* das Wort (vgl. S. 82).

Ein einziger Artikel stammt aus der Feder einer Frau, nämlich von Ol'ga Alekseevna Novikova. Sie wurde 1840 in die bedeutende slawophile Adelsfamilie der Kireevs hineingeboren, lebte lange Jahre in London und unterhielt dort einen Salon, mit dem sie sich in der europäischen Gesellschaft einen Namen machte. Novikova, die in Korrespondenz mit den bedeutendsten Schriftstellern und Politikern ihrer Zeit stand, schrieb u. a. für die konservativen *Moskovskija Vedomosti* und das Journal *Russkoe Obozrenie*. In ihrem im Dezember 1915 publizierten Beitrag vertrat sie die Auffassung, dass als Folge der Reichseinigung von 1870/71 das Preußentum, verkörpert durch den Wilhelminismus und die Philosophie Nietzsches, alles Deutsche nun dominierte. Dadurch seien die früheren deutsch-russischen Synergieeffekte insbesondere auf dem Gebiet der Wissenschaften in den Hintergrund gedrängt worden. Ihr Artikel kulminierte in der Aufforderung an ihre russischen Landsleute, bis zum Ende gegen den angreifenden Feind zu kämpfen. Er unterschied sich also nicht im geringsten von patriotischen Texten, die auch in anderen kriegführenden Staaten in diesen Jahren Hochkonjunktur hatten.

Der zweite Abschnitt der Quellensammlung *Svet i teni* umfasst in chronologischer Ordnung die Publikation von 33 Archivdokumenten. Im Gegensatz zum ersten Teil ist hier das politische Spektrum wesentlich breiter, weil auch Archivalien der russischen, der litauischen sowie der jüdischen (Poale Cion) Sozialdemokratie, der Partei der Sozialrevolutionäre, der Volkssozialisten, aber auch überparteilicher Organisationen bis hin zu Protokollen von Sitzungen einzelner Regimentskomitees abgedruckt sind (S. 298 ff.)

Der dritte Abschnitt kontextualisiert die Dokumente in drei Aufsätzen. Während der Herausgeber ALEKSANDR VITAL'EVICH REPNIKOV seine Untersuchung den geopolitischen Prognosen russischer Konservativer am Vorabend des Ersten Weltkriegs widmet, thematisiert ANDREJ ALEKSANDROVIČ IVANOV das konservative Lager im Zarenreich bei Kriegsausbruch. Ivanov betont, dass die russische Rechte für slawophile Tendenzen nicht empfänglich gewesen sei (*Svet i teni*, S. 393). Ähnlich wie unter den Lesern der in Berlin erscheinenden *Kreuzzeitung* (*Neue Preußische Zeitung*) war die Überzeugung, dass das Russländische Reich und das Deutsche Reich aufgrund der gemeinsamen Geschichte, wegen des „konservativen Prinzips“ und der politischen Verfasstheit beider Staaten für eine politische Partnerschaft prädestiniert seien, unter den konservativen Eliten

im *Ancien régime* weit verbreitet. Sowohl die *noblesse d'épée* als auch die *noblesse de robe* hingen dieser Ansicht an. Ebenso wie Generalmajor Aleksej Efimovič Vandam (Edrichin), der streitbare Kursker Staatsdumaabgeordnete Nikolaj Evgen'evič Markov (*Svet i teni*, S. 375, 394) oder der Vorsitzende des „Sojuz russkogo naroda“ („Bund des russischen Volkes“) und zugleich Redakteur der reaktionären Tageszeitung *Russkoe Znamja* Aleksandr Ivanovič Dubrovin sah auch der einstige Innenminister Petr Nikolaevič Durnovo im Deutschen Reich den politischen Wunschpartner des Zarenreichs. Durnovo strebte in seinem berühmten Memorandum vom Februar 1914 (*Svet i teni*, S. 58–73) ungeachtet seiner analytischen Schärfe und seines bemerkenswerten prognostischen Potentials einen realpolitisch kühn anmutenden Dreibund zwischen Russland, Deutschland und Frankreich an (*Svet i teni*, S. 73). Bei allen Vorbehalten gegenüber dem „revolutionär-jakobinischen“ und „gottlosen“ Frankreich zogen es die russischen Konservativen der See- und Handelsnation Großbritannien mit ihren immensen Kolonialbesitzungen vor. Großbritannien betrachteten sie als geopolitischen Kontrahenten bzw. als „kovarnyj Al'bion“ („perfides Albion“) (vgl. *Svet i teni*, S. 369, 381). Mit diesem Maledictum hatte der Redakteur der *Moskovskija Vedomosti* Michail N. Katkov das Königreich etwa fünfzig Jahre zuvor geschmäht. Mochten diese anglophoben Konservativen auch noch im Frühjahr 1914 beim Zaren mit ihren Forderungen eines außenpolitischen Kurswechsels vorstellig geworden sein, der Erfolg blieb ihnen versagt. Mit Kriegsausbruch war ihre Germanophilie schlagartig beendet. Sie hatten den militärischen Konflikt zu verhindern gesucht, erachteten ihn aufgrund politischer, wirtschaftlicher und militärischer Parameter für selbstmörderisch, kannten aber als zarische Untertanen nicht nur ihre Treuepflicht, sondern auch eine glühende Vaterlandsliebe. Wenn sich auch die Konservativen in der Regel der nationalistischen Semantik einschließlich biologistischer Termini, um den Feind zu charakterisieren, selten bedienten, waren sie gleichwohl erstens bereit, gerade im Wirtschaftsleben in die Klagen über „deutsche Dominanz“ („nemeckoe zasil'e“, „nemeckij gnet“) einzustimmen (*Svet i teni*, S. 399). Zweitens freundeten sie sich zunehmend mit expansionistischen Kriegszielen an (S. 377–378) und fanden drittens einen Modus vivendi mit den westlichen Entente-Staaten oder wurden sogar wie Vladimir Mitrofanovič Puriškevič anglophil (S. 383). Nichtsdestoweniger schloss die russische Rechte die Idee eines Separatfriedens mit den Mittelmächten keineswegs grundsätzlich aus (S. 408–409). Ungeachtet unterschiedlicher Motivlagen lässt sich in der Friedensfrage somit eine Konvergenz bei den politischen Extremen von rechts und links konstatieren.

BORIS S. KOTOV untersucht schließlich die Darstellung der Politik des Deutschen Reichs und der Doppelmonarchie durch die russische Presse in den Tagen der Julikrise 1914. Auf der Basis der großen hauptstädtischen Organe von der reichsweit auflagenstärksten Tageszeitung, dem überparteilichen *Russkoe Slovo* des Zeitungsmagnaten Ivan Dmitrievič Sytin, über die konstitutionell-demokratischen Blätter *Reč'* und *Russkija Vedomosti*, das progressistische *Utro Rossii*, die national-liberal-oktobristischen *Golos Moskvj* und *Novoe Vremja* bis hin zu den *Moskovskija Vedomosti*, dem *Russkoe Znamja* und der *Zemščina* des konservativen und ultrakonservativen Lagers zeigt der Autor die dominanten Argumentationsmuster der politischen Richtungen. *Utro Rossii* bewertete den Ersten Weltkrieg als einen von der Lehre Darwins beeinflussten russischen Konflikt zwischen Slawen und Germanen – eine Deutung, die sich im neoslavistisch-konservativen, aber auch im national-liberalen Milieu umfangreicher Akzeptanz erfreute. Interpretationen, die sich gegen das reaktionäre Preußen und den preußisch-deutschen Militarismus richteten und den Krieg als Konflikt, der alle

kriegerischen Auseinandersetzungen ein für alle Mal beenden sollte, waren hingegen typisch für das linksliberale Lager (*Svet i teni*, S. 364).

Die Bände zwei bis vier der Tetralogie *Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov* thematisieren die drei großen politischen Lager: Das konservative, das liberale und das sozialistische. Der erste Band aber ist dem Verhältnis von Staatsmacht und russländischer Gesellschaft und seinen Veränderungen im Laufe der Kriegsjahre gewidmet. Seine chronologische Gliederung weist insofern eine Besonderheit auf, als das Jahr 1917 zweigeteilt ist: vom Februar bis Oktober und die – kurze – Nachoktoberperiode, denn das letzte Dokument datiert auf Mitte März 1918.

Die 123 Dokumente entstammen einer Vielzahl unterschiedlicher Institutionen, Einrichtungen und Personen. Neben Manifesten, Befehlen, Dekreten und Sitzungsprotokollen der zarischen, der Provisorischen und der sowjetischen Regierung, Reden aus der Staatsduma und dem Reichsrat, Befragungen der von der Provisorischen Regierung eingerichteten „Außerordentlichen Untersuchungskommission“, Verlautbarungen der Orthodoxen Kirche oder journalistischen Beiträgen haben auch perlustrierte Briefe sowie Stimmungsberichte, die das Innenministerium hatte zusammenstellen lassen, Eingang gefunden. Gerade diese dem Bestand der *ochrana* im Staatsarchiv der Russländischen Föderation entnommenen Meinungsäußerungen hochrangiger Persönlichkeiten ebenso wie einfacher Menschen dürften – auch wenn die Lektüre angesichts der geschilderten bekannten Quisquilien des Alltags ermüdet – die Stimmungslage der Bevölkerung repräsentieren (T. 1, S. 120–157, 285–320, 395–410).

Dem Hurrapatriotismus und der Begeisterung der ersten Kriegstage folgte alsbald die Ernüchterung. In einem perlustrierten Brief an den Staatsdumaabgeordneten L. A. Velichov heißt es beispielsweise, dass die Vaterlandsliebe in Odessa nur drei Tage gewährt habe (T. 1, S. 286). Konflikte und Animositäten wurden nämlich durch die Einheitsrhetorik nicht beseitigt, sondern bestenfalls übertüncht. Zum Teil gelang nicht einmal das: Der Leitartikel im reaktionären *Vestnik Sojuza Russkogo Naroda* vom 29. Juli 1914 verwendete wie selbstverständlich die abfällige Vokabel *žid* (für Jude) (T. 2, S. 41). Feindbilder blieben bestehen oder wurden im Kontext erster militärischer Misserfolge sogar noch intensiviert, wie die Umsiedlung der Juden aus der westlichen Peripherie des Imperiums durch das zarische Militär zeigte.

Die Ernüchterung machte auch vor den Eliten nicht Halt. Mitte Juli 1915 sprach Ministerpräsident Goremykin in Anlehnung an ein Diktum Kaiser Alexanders I. aus dem Jahr 1812 von einem „grausamen, blutigen und verheerendem Krieg“ (T. 1, S. 170). Die zu Kriegsbeginn beschworene russländische Einheit erwies sich als brüchig, Verschwörungstheorien und Spionagemanie griffen um sich, die auch vor den Regierungskreisen nicht Halt machten. Die Staatsmacht wirkte, wie es der dem Progressiven Block angehörende Dumaabgeordnete Aleksandr Michajlovič Aleksandrov formulierte, „paralysiert“ (T. 1, S. 265). Die Formulierung „so kann man nicht weiterleben“ avancierte zum geflügelten Wort. Loyalität gegenüber dem *Ancien régime* erwies sich zunehmend als fragile Ressource, die zum Winter 1916/17 weitgehend verbraucht war. Miljukovs berühmte Dumarede vom 1. November 1916 mit dem Tenor „Dummheit oder Verrat“, noch mehr die Rede des Menševiken Matvej Ivanovič Skobelev, der keineswegs zu den radikalen sozialistischen Internationalisten zählte, gleichwohl aber Ministerpräsident Trepov als „allerschlimmsten“ Feind titulierte (T. 1, S. 371–372), illustrierten dies nachhaltig. Der „Burgfriede“ hatte nicht länger Bestand.

Der den Konservativen gewidmete zweite Band ergänzt mit seinen abgedruckten Redebeiträgen aus dem Reichsrat bzw. der Staatsduma die vorliegende Edition *Svet i teni*. Er ist umfassender

und enthält neben Texten anonymer Autoren auch solche, die von Pavel Fedorovič Bulacel', der während der Zeit der ersten Russischen Revolution als Redakteur des *Russkoe Znamja* fungierte, oder von Nikolaj Dmitrievič Obleuchov, der in zahlreichen reaktionären Organen publizierte, stammen.

So dominant der politische Einfluss russischer Konservativer in beiden legislativen Kammern auch war, so sehr schwand er in den Jahren des Krieges bis zum Februarumsturz. Letztlich waren sich die Monarchisten ihres politischen Scheiterns im Februar 1917 bewusst, wie die beiden Herausgeber, Repnikov und Ivanov, die auch in *Svet i teni* federführend mitwirkten, verdeutlichen (T. 2, S. 32). Umso mehr ist zu begrüßen, dass die Herausgeber Texte und Reden der Adepten des Monarchismus auch für die Zeit nach der Abdankung des Zaren bis in den Sommer 1917 aufgenommen haben. Warum Dokumente aus dem Jahr 1918, als der Bürgerkrieg monarchistische Ideen wieder aufleben ließ, fehlen, erklären die Herausgeber nicht.

Konzeptionell fällt der vom Doyen der russischen Liberalismusforschung Valentin Valentinovič Šelochaev herausgegebene dritte Band aus der Reihe. Während die übrigen Bände chronologisch gegliedert sind, zeichnet sich dieser durch einen aus fünf Kapiteln bestehenden systematischen Aufbau auf. Das erste und mit 200 Seiten umfangreichste Kapitel ist dem Kriegsausbruch und seinen Ursachen gewidmet. Das zweite beschäftigt sich mit dem internationalen Recht und den Kriegszielen Russlands. Während das dritte Wirtschaft und Finanzen gewidmet ist, gilt das Interesse des vierten dem Feld der Wissenschaft und Kultur. Unter der Überschrift *Von der heiligen Einheit zur Konfrontation* thematisiert der abschließende Teil die Evolution des Verhältnisses von autokratischem Staat und Gesellschaft. Dieser letzte Abschnitt nimmt innerhalb des Bandes eine Sonderstellung ein. Er präsentiert in der Staatsduma gehaltene Reden Ivan Nikolaevič Efremovs, Sergej Iliodorovič Šidlovskijs, Pavel Nikolaevič Miljukovs und Vasilij Alekseevič Maklakovs sowie eine des gerade berufenen Kriegs- und Marineministers Aleksandr Ivanovič Gučkov vom 8. März 1917. Diese Rede Gučkovs, die in der Petrograder Stadtduma vor Mitgliedern gesellschaftlicher Organisationen, der Wirtschaft und vor Delegierten der Kriegsindustriekomitees gehalten wurde, gehört zu den lediglich drei von insgesamt 34 abgedruckten Dokumenten, die aus der Zeit nach der Februarrevolution 1917 stammen.

Die überwiegende Mehrzahl der Schriftstücke entstand in den beiden ersten Kriegsjahren. Das Jahr 1916 und insbesondere die postrevolutionäre Epoche sind deutlich unterrepräsentiert, was umso mehr zu bedauern ist, als die Liberalen nun Regierungsverantwortung trugen und die Geschehnisse von Staat und Gesellschaft zu lenken versuchten. Mit seiner auf die ersten Kriegsjahre konzentrierten Dokumentenauswahl kann Šelochaev aber gerade die nach dem Februar 1917 durchaus spürbare gesellschaftliche Aufbruchstimmung nicht einfangen. Dies bedeutet zugleich, dass Fragen wichtiger Politikbereiche, die bereits 1914 virulent waren, unbeantwortet bleiben. Gerade die Evolution der russischen Gesellschaft von einer gegängelten, ständisch organisierten in eine freie, offene, liberale, in der Versammlungs- und Pressefreiheit herrschten und die selbst Lenin in seinen Aprilthesen von 1917 als die freieste der Welt bezeichnete, weil „gegen die Massen keine Gewalt angewandt“ werden könne, findet sich nicht wieder. Mehr noch: Durch die Kopflastigkeit der Dokumentenauswahl fehlt den jeweiligen Kapiteln das Ende: Zwar wurde der Weg in den Krieg ausgiebig erörtert, aber wie ließ er sich überwinden, wie beenden? Dies waren Probleme, denen sich die gesamte Gesellschaft einschließlich des liberalen Lagers vordringlich zu stellen hatte.

Dass der Konstitutionelle Demokrat Pavel Nikolaevič Miljukov sich als Außenminister zu den von der zarischen Regierung geschlossenen außenpolitischen Verträgen einschließlich eines Annexionsprogrammes bekannte, brachte ihm in der Öffentlichkeit des revolutionären Russland den Spottnamen „Dardanell'skij“ ein. „Krieg bis zum Sieg“ war angesichts der nach der Revolution immer stärker um sich greifenden Kriegsmüdigkeit keine mehrheitsfähige Programmatik. Gleichsam als *pars pro toto* fängt ein Artikel Nikolaj Vasil'evič Ustrjalovs, der in *Svet i teni* abgedruckt ist, diese Stimmung ein. Sein Bericht, der wenige Tage vor dem Oktoberumsturz erschien, aber auf Eindrücken eines Besuchs an der russischen Südwestfront im September 1917 beruhte, schildert die Kriegsmüdigkeit der Soldaten, die zunehmenden Desertionen und die Bedeutung revolutionärer Agitation. Vor diesem Hintergrund überrascht es kaum, dass im ZK der Partei der Volksfreiheit u. a. Moisej Sergeevič Adžemov, Vladimir Dmitrievič Nabokov und Baron Boris Ėmmanuilovič Nol'de seit September 1917 einen Separatfrieden mit den Mittelmächten propagierten. Ihr Kurs fand aber keine Mehrheit. Baron Nol'de versuchte im Mai 1918, also nach dem Frieden von Brest-Litovsk, neuerlich die deutsche Karte zu spielen, indem er seine Parteifreunde aufforderte, sich politisch an die Mittelmächte anzulehnen. Insbesondere seine „ententophilen“ Moskauer Parteifreunde um Nikolaj Ivanovič Astrov, Nikolaj Michajlovič Kiškin und Maksim Moiseevič Vinaver lehnten dies aber als Verrat an den westlichen Verbündeten ab. Es ist zu bedauern, dass die vorliegende Edition die Überlegungen und politischen Handlungsoptionen der Liberalen in den Jahren 1917/18 nicht thematisiert. Ein Werk, das der liberalen Öffentlichkeit im Ersten Weltkrieg, die ungeachtet des Oktoberumsturzes und mancher Beeinträchtigungen wie Zensur, Versammlungsverboten und Verhaftungen vielstimmig funktionierte, gewidmet ist, sollte nicht *cum grano salis* bereits Anfang März 1917 enden.

Dem sozialistischen Lager ist der vierte Band gewidmet. Ideologische Scheuklappen zeichneten nicht nur die zeitgenössischen russischen Sozialdemokraten im Umgang mit den *neonarodniki* aus, welche sie nicht einmal als „Genossen“ bezeichnen wollten. Diese Vorbehalte scheinen auch für den Historiker Al'bert Pavlovič Nenarokov zu gelten – dem wohl besten Kenner der Menševiki. Von den 72 Dokumenten des Bandes stammt lediglich ein knappes Siebtel von neopopulistischen Autoren. Ihre Marginalisierung ist ein schwerwiegender konzeptioneller Makel der vorliegenden Edition. Von den neopopulistischen Autoren wiederum sind die „Internationalisten“ lediglich durch Viktor Michajlovič Černov und Boris Davidovič Kamkov vertreten. Černov, der unbestritten bedeutendste sozialrevolutionäre Parteitheoretiker, zeichnete sich durch eine bemerkenswerte Produktivität aus und kommt hier entschieden zu kurz. Dies ist umso mehr zu bedauern, als er unabhängig von den radikalen russischen Sozialdemokraten zu ähnlichen Positionen wie sie gelangte. Auch für ihn war Karl Liebknechts Losung „Burgkrieg, nicht Burgfrieden“ eine politische Option, um den Krieg zur Revolution und zur Wiederbelebung der sozialistischen Internationale zu nutzen. Černov redete damit dem *poraženstvo*, dem Defätismus, zumindest vorübergehend das Wort, ohne dass der Herausgeber darauf eingeht (T. 4, S. 22; vgl. T. 1, S. 19–20). Ohne Zweifel war der Erste Weltkrieg insbesondere für radikale Sozialisten ein revolutionärer Ermöglichungsraum *par excellence*.

Die Dokumente diskutieren zahlreiche Facetten: die Handlungsunfähigkeit der Sozialistischen Internationale bei Kriegsausbruch, den Sündenfall der SPD, d. h. die Zustimmung ihrer Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten, den Eintritt von Sozialisten in bürgerliche Regierungen, das sperrige und nicht selten widersprüchliche Verhältnis von Sozialismus, Nationalismus und Inter-

nationalismus, die Wiederbelebung respektive Neugründung der Internationale, die Deutung des Krieges als imperialistischer Konflikt oder als nationaler Verteidigungskrieg und schließlich die Frage, auf welche Art und Weise der Krieg beendet werden könne. Die Formel eines Friedens ohne Annexionen und Kontributionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, die bereits auf den internationalen Sozialistenkonferenzen von Zimmerwald und Kiental erörtert worden war, brach sich weltweit Bahn, bestimmte vor allem, nachdem der Petrograder Sowjet sie sich im März 1917 zu eigen gemacht hatte, die politische Agenda, ohne letztlich jedoch bei den Friedensschlüssen von Brest-Litovsk und Bukarest 1918 sowie in Versailles 1919 umgesetzt zu werden.

Die Erscheinungsdaten der Dokumente verteilen sich recht gleichmäßig über die einzelnen Kriegsjahre. Lediglich das Jahr 1918 ist deutlich unterrepräsentiert. Das letzte Dokument stammt aus dem April 1918. Die Konsequenzen des Friedensschlusses von Brest-Litovsk vermag die Dokumentation daher nicht einzufangen. Auch die weitere Entwicklung in der westlichen Peripherie des Imperiums – beispielsweise in Finnland, im Baltikum, in der Ukraine oder im Kaukasus – liegt ebenso außerhalb des Blickfeldes wie die des Verhältnisses zwischen Sowjetrußland und den Mittelmächten bis zum Kriegsende im November 1918 und zur damit verbundenen formalen Aufkündigung des Friedensvertrages von Brest-Litovsk durch den Rat der Volkskommissare. Es ist zu bedauern, dass der Herausgeber dieses ‚offene‘ Ende der Dokumentation einleitend nicht thematisiert.

Beide Editionen zeichnen sich durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat aus. Während die Tetralogie mit einer Chronologie der wichtigsten Ereignisse (T. 1, S. 22–41), einem Personenregister sowie einem Register der zitierten Periodika, Quellen und Literatur aufwartet, fehlt ein Index in *Svet i teni* völlig. Gewisse Abstriche müssen bei der Orthographie fremdsprachiger Namen, Begriffe und Literaturangaben (z. B. *Svet i teni*, S. 379; T. 3, S. 543; T. 4, S. 536, 589 ff. et passim) in Kauf genommen werden. So wird Goethes „Faust“ beispielsweise falsch zitiert: „Das ewig Weibliche / Ziegt uns hinan ...“ (T. 2, S. 145, 587) Handelt es sich, sit venia verbo, um einen lapsus linguae à la Freud, um eine „bête féminine“? Honi soit qui mal y pense! Auch lässt sich darüber streiten, ob Furor ein deutsches Wort ist, wie es im Kommentar heißt (T. 2, S. 587).

Svet i teni besticht durch seine Ausstattung mit Photographien und zahlreichen Faksimiles von Propagandapostkarten, Flugblättern, Titelblättern verschiedener Periodika u. a. m. *Pervaja mirovaja vojna v ocenke sovremennikov* präsentiert ein umfassendes Bild der verschiedenen Lager der politischen Öffentlichkeit bis zur Februarrevolution 1917. Die letzten eineinhalb Jahre des Krieges werden hingegen nur unzureichend gespiegelt. Zu bedauern ist darüber hinaus, dass die Herausgeber in ihren Kommentaren die Bedingungen der Öffentlichkeit während des Krieges nicht reflektieren. Über Zensur, Produktionsbedingungen, Papierengpässe, Verhaftungen u. a. m. verlieren sie kein Wort. Von diesen kritischen Bemerkungen abgesehen, sind die beide Quelleneditionen zu begrüßen, weil sie einen schnellen und recht umfassenden Überblick über die zentralen Themen und Positionen der unterschiedlichen Lager in ihrer politischen Publizistik des Ersten Weltkriegs gewähren.

LUTZ HÄFNER

Bielefeld/Göttingen

JGO 66, 2018/2, 329–335

Anatolij I. Avrus, Anna A. Goloseeva, Aleksandr P. Novikov

Viktor Černov. Sud'ba russkogo socialista

Moskva: Ključ-S, 2015. 368 S. ISBN: 978-5-906751-39-3.

Channu Immonen

Mečty o novoj Rossii. Viktor Černov (1873–1952). Perevod s anglijskogo jazyka E. Šraga

S.-Peterburg: Izdat. Evropejskogo universiteta, 2015. 486 S. = Èpocha voin i revoljucii, 8. ISBN: 978-5-94380-198-3.

Partija levych socialistov-revoljucionerov. Dokumenty i materialy. 1917–1925 gg. V 3 tomach. Tom 2, čast' 2: Ijul' – oktjabr' 1918 g. Sostavitel', avtor predislovija, vvedenija i kommentarijev Ja. V. Leont'ev

Moskva: Rosspeñ, 2015. 1183 S. = Političeskie partii Rossii. Konec XIX – pervaja tret' XX veka. Dokumental'noe nasledie. ISBN: 978-5-8243-2013-8.

„Dieser Tschernow läßt mir keine Ruhe – der Schuft [...]“. So äußerte sich Lenin im Juli 1901 in einem Brief an den bedeutenden russischen Sozialdemokraten Pavel Borisovič Aksel'rod (WLADIMIR I. LENIN: Werke. Bd. 36. Berlin (Ost) 1974, S. 64). Lenin hielt weitere Invektiven wie „Schwätzer“ und „Rindvieh“ für Černov bereit. Warum zog Černov Lenins Verachtung in diesem Maße auf sich? Viktor Michajlovič Černov war der wohl bedeutendste Theoretiker des russischen Neopopulismus. Er zählte zu den Gründungsvätern der Partei der Sozial[isten]-Revolutionäre (PSR), war Mitglied ihres Zentralkomitees und ein glühender Verfechter des individuellen Terrorismus im Kampf gegen das *Ancien régime*. Er erlebte den Ersten Weltkrieg im westeuropäischen Exil, propagierte ähnlich wie Lenin den Defätismus, nahm 1915 an der Internationalen Sozialistenkonferenz im Berner Oberland, in Zimmerwald, teil, ohne jedoch das verabschiedete Manifest zu unterzeichnen.

Anfang April 1917 kehrte Černov anders als Lenin und seine Genossen nicht mit deutscher Hilfe, sondern auf dem gefährlicheren Seeweg über Schottland und Norwegen nach Russland zurück. Dort übernahm er in der Provisorischen Regierung das Portefeuille des Landwirtschaftsministers und wurde Anfang 1918 zum Vorsitzenden der Konstituierenden Versammlung gewählt. Da er anschließend zu den wortgewaltigen Kritikern der bolschewistischen Diktatur zählte, musste Černov schließlich Sowjetrussland verlassen und lebte in der Tschechoslowakei. Vor dem Hintergrund der sich zuspitzenden internationalen Lage verließ Černov im Oktober 1938 Prag, wobei es ihm gelang, sein überaus umfangreiches Archiv mitzunehmen, das sich heute im „Internationalen Institut für Sozialgeschichte“ in Amsterdam befindet. Zunächst lebte Černov in Paris. Zwei Tage vor dem deutschen Angriff auf Frankreich 1940 verließ er die Stadt, ging nach Südfrankreich und schiffte sich mit Hilfe amerikanischer Freunde im Juni 1941 in die USA ein. Er verstarb 1952 in New York.

Černov war ein überaus produktiver Publizist. Er verfasste über 60 Bücher und Broschüren sowie mehr als 600 Artikel, die in ca. vier Dutzend Tageszeitungen und Journalen abgedruckt wurden – genügend Material für eine Biographie. Gleichwohl gingen seit seinem Tod mehr als sechs

Jahrzehnte ins Land, bevor 2015 in Russland zwei wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographien verlegt wurden.

Die von einem Autorenkollektiv verfasste Biographie verfügt über eine umfangreiche Materialbasis. Neben Akten der Stadtarchive in Bern und Zürich, über die sich Černovs Aufenthaltsdaten in der Schweiz exakt ermitteln ließen, wurden Archivalien der FSB, also des Geheimdienstes der Russländischen Föderation, herangezogen, um die Schicksale der in Sowjetrußland verbliebenen Familienangehörigen Černovs darstellen zu können (S. 63, 289). Die Einleitung der Monographie zeichnet sich durch eine intensive Diskussion des Forschungsstandes einschließlich aller relevanten westlichen Publikationen aus.

Die drei Autoren gliedern ihren Stoff chronologisch in elf Kapitel. Das erste umfasst Černovs Kindheit im Wolga-Gouvernement Saratov bis zum Studium an der Moskauer Universität, das durch seine erste Verhaftung abrupt unterbrochen wurde. Kapitel zwei thematisiert seine dreijährige Verbannung nach Tambov im Jahre 1895. Černov schrieb als freier Mitarbeiter für die *Tambovskie Gubernskie Vedomosti*, verfasste erste theoretische Schriften für die „dicken Journale“ *Russkoe Bogatstvo* und *Voprosy Filosofii i Psichologii*, knüpfte Kontakte zu Arbeitern, Handwerkern und auch Bauern, unter denen er erste Bruderschaften initiierte. Ferner wirkte er in verschiedenen Zirkeln und lernte Stepan Slětov, einen späteren führenden Sozialrevolutionär, und dessen Schwester Anastasija kennen, die er 1898 heiratete (S. 53–60). Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der ersten Emigration, aber auch der Intensivierung des politischen Wirkens im Kontext der Gründung der Agrar-sozialistischen Liga und schließlich der PSR. Das vierte thematisiert die Jahre der ersten russischen Revolution und Černovs Wirken auf den beiden ersten Parteitagungen der PSR. Das fünfte ist der postrevolutionären Periode bis zur Februarrevolution gewidmet. Vom Frühjahr 1908 bis in den April 1917 lebte Černov erneut in der Emigration. Hier wird seine Kritik an der Politik des Ministerpräsidenten P. A. Stolypin, insbesondere an dessen Agrarpolitik, ebenso behandelt, wie die Enttarnung des Chefs der SR-Kampforganisation, E. F. Azef, als Agent der zarischen Geheimpolizei, die Auseinandersetzung mit den intelligencija-kritischen Autoren des Vechi-Sammelbandes, die Wiederbelebung der sozialrevolutionären Presse und schließlich der Erste Weltkrieg, in dem Černov Positionen eines radikalen Internationalismus einnahm. Das sechste Kapitel untersucht Černovs Wirken im Jahre 1917, einschließlich seines Verhältnisses zu den Bolševiki im Oktoberumsturz. Kapitel 7 beschäftigt sich mit einem zentralen Element des politischen Denkens Černovs: der „dritten Kraft“ (*tret'ja sila*). Diesem Aspekt widmet auch der finnische Černov-Biograph Hannu Immonen breiten Raum. Seiner Auffassung nach (S. 17) verfolgte Černov mit dieser Strategie die Absicht, den Dualismus zu überwinden. Letztlich propagierten Černov und die PSR einen politischen Mittelkurs zwischen den politischen Extremen. Was im Ersten Weltkrieg zwischen Defensismus und Defätismus noch funktionierte, war jedoch während des Bürgerkriegs zum politischen Fiasko verurteilt (Immonen, S. 287). Letztlich wurde die PSR in den Auseinandersetzungen zwischen den Bolševiki und den „Weißen“ zerrieben. Nach dem Scheitern dieses Kurses und der Konsolidierung der bolschewistischen Herrschaft lebte Černov zunächst im Untergrund, bevor er Sowjetrußland schließlich verließ. Die Abschnitte acht und neun behandeln Černovs Wirken in der Emigration, in Estland, Deutschland und vor allem in der Tschechoslowakei. Der Aufstand von Kronstadt, die Tätigkeit der PSR in der Emigration und Černovs Mitwirken in der Sozialistischen Arbeiter-Internationalen während seiner dritten Emigration sind Gegenstand der Erörterung. Ist das vorletzte Kapitel den Kriegsjahren gewidmet, diskutiert der Schlussabschnitt Černovs publizistisches Schaf-

fen, seine Krankheit und seinen Tod sowie das Schicksal seiner zahlreichen Nachkommen und Familienangehörigen – ein Aspekt, der bei Immonen weitgehend fehlt.

Immonen hat bereits vor dreißig Jahren eine Monographie über das Agrarprogramm der PSR vor dem Ersten Weltkrieg vorgelegt (HANNU IMMONEN: *The Agrarian Program of the Russian Socialist Revolutionary Party, 1900–1914*. Helsinki 1988. = *Studia historica*, 26]). Seine materialgesättigte Biographie über Černov ergänzt die des russischen Autorenkollektivs aufs Beste, weil sie z. T. auf andere Archive zurückgreift – zu nennen wären hier vor allem Stanford, New York und Amsterdam; es fehlt allerdings der umfangreiche Archivbestand Černovs im Moskauer Staatsarchiv der Russländischen Föderation. Zudem setzt er auch andere Schwerpunkte. Hier werden Kindheit, Adoleszenz und Studium viel knapper abgehandelt, sein politisches Wirken stärker in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang Europas eingebunden und damit auch die Provenienz theoretischer Positionen hergeleitet. Immonen stellt wiederholt sein breites Wissen über die europäische Politik- und Geistesgeschichte unter Beweis. Das Motto der PSR „Im Kampf wirst Du Dein Recht erlangen“ war eine fast wörtliche Übernahme aus Rudolf von Jherings Studie *Der Kampf ums Recht*, die 1872 erstmalig erschien und im Zarenreich umfangreich rezipiert wurde. Jherings Vorbemerkung „Im Kampf sollst du dein Recht finden“ lässt sich letztlich bis auf Johann Gottlieb Fichtes Philosophie zurückführen (S. 55).

Auch Immonen gliedert sein Werk chronologisch – allerdings in 24 kürzere Kapitel. Die ersten drei Kapitel legen die Basis. Sie behandeln das Heranreifen eines Sozialisten, die philosophischen Grundlagen seines Denkens sowie die politischen, sozioökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen seines Tuns. Das vierte Kapitel thematisiert die Gründung der PSR, das fünfte die Werkzeuge des politischen Kampfes der PSR: den Terrorismus, die Einheitsfront und den Generalstreik. Es steht außer Zweifel, dass Černov in den frühen neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein unbeeinträchtigter Adept der „Propaganda der Tat“ war. Er bekannte, dass ihm die Gründung einer „rein terroristischen Organisation“ vorgeschwebt habe (Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii, f. R-5847, op. 1, d. 67, l. 2.). Der Terrorismus war aber immer nur ein Mittel im sozialrevolutionären Taktikrepertoire, um gegen das *Ancien régime* aufzutreten. Der Terrorismus sollte – und hierin unterschied sich die PSR deutlich von ihren Vorgängern, den Narodniki – nicht ausschließlich praktiziert werden. Er sollte immer begleitet werden von anderen Methoden wie Agitprop, Demonstrationen, Streiks, Boykott, und anderen Formen der Massenaktion bis hin zum Aufstand oder zur Revolution. Auch die parlamentarische Arbeit war keineswegs ausgeschlossen. Die Sozialrevolutionäre plädierten vielmehr für eine Synthese der Kampfformen. Beide Biographien stimmen dahingehend überein, dass Černov nacheinander nicht nur Inspirator und Schöpfer des sozialrevolutionären Terrorismus gewesen sei, sondern auch maßgeblich dazu beigetragen habe, auf ihn als Mittel der politischen Auseinandersetzung letztlich zu verzichten (IMMONEN, S. 115; weniger dezidiert AVRUS [et al.], S. 73–76).

Während das sechste Kapitel unter der Überschrift *Zwischen Barrikaden und Parlament* die Russische Revolution von 1905 behandelt, setzt sich das siebte mit der Parteistruktur, der „Öffentlichkeitsarbeit“ und dem politischen Wirken der PSR in der Russischen Revolution der Jahre 1905 bis 1907 auseinander. Der folgende Abschnitt thematisiert die Agrarfrage: sowohl den sozialrevolutionären Agrargesetzentwurf, der in der Staatsduma keine Mehrheit fand, als auch Stolypins Agrarreformen mit ihren grundsätzlichen Auswirkungen auf die Bauernschaft, der angesichts ihrer Größe zentralen Zielgruppe der PSR. Schon im Jahre 1900 hatte Černov einen russischen Sonderweg ver-

worfen. Sechs Jahre später war in ihm die Überzeugung herangereift, dass Russland ungeachtet der bäuerlichen *obščina*, die Marx und Engels als sozialistisches Kernelement betrachtet hatten, weiter als die Staaten Westeuropas vom Sozialismus entfernt sei. Černov betrachtete einen doppelten Revisionismus – fast selbstverständlich fügte er hinzu „von links“ – als programmatische Grundlagen: ausgehend vom alten *narodničestvo* und von marxistischen Dogmata galt es, einen synthetisierenden Sozialismus zu schaffen. Die Tatsache aber, dass im sozialrevolutionären Agrarprogramm die programmatischen Anleihen des praxisorientierten sozialdemokratischen Reformismus à la Friedrich Otto Hertz, Eduard David, Hermann Molkenbuhr u. a. unverkennbar waren und in den übrigen Teilen Eduard Bernsteins evolutionär-reformistische Ideen Eingang fanden, strafte zumindest Černovs Richtungszusatz „von links“ Lügen (vgl. IMMONEN, S. 156).

Kapitel neun und zehn erörtern die *azefščina*. Evno Azef war ZK-Mitglied, Chef der „Kampforganisation“ der PSR und langjähriger *ochrana*-Agent. Seine Enttarnung 1908 diskreditierte nicht nur nachhaltig den Terrorismus, sondern erschütterte die PSR in ihren Grundfesten. Aus der Affäre zog Černov persönliche Konsequenzen. Anfang April 1911 legte er alle Parteifunktionen nieder und ließ sich an der ligurischen Küste in Italien nieder. An seiner Statt machten sich nun in der PSR Avksent'ev und seine um das Journal *Počín* gruppierten Gesinnungsgenossen für ein ausschließlich legales politisches Wirken der Partei vor allem auch im Rahmen der Staatsduma stark (IMMONEN, S. 157). Der Erste Weltkrieg führte Černov zurück ins politische Leben, ohne allerdings die Marginalität seiner Position zu überwinden. Innerhalb der PSR war sein internationalistisches Credo kaum mehrheitsfähig, wie das vorzügliche elfte Kapitel illustriert. Es basiert auf einer eingehenden Analyse des im Wesentlichen in Frankreich und der Schweiz erschienenen umfangreichen publizistischen Œuvres Černovs. Die Kapitel 12 bis 17 behandeln die Russische Revolution 1917 bis zur Auflösung der Konstituierenden Versammlung im Januar 1918.

Immonen verdeutlicht nachhaltig, dass Černov während des Bürgerkriegs bei aller Kritik an den Bolševiki und ihren undemokratischen Methoden deren Machterhaltung einer Herrschaft der „Weißen“ vorzog. Diese „strategischen“ Überlegungen veranlassten ihn auch dazu, den Tambover Bauern bei ihrem großen Aufstand 1920 keinen Erfolg zu wünschen (S. 292). Die letzten fünf Kapitel, 20 bis 24, sind dem Schwanengesang der PSR und des Neopopulismus gewidmet. Thematisiert werden erstens der bolschewistische Schauprozess gegen die PSR, der Anfang 1922 begann, aber auch die Einbindung der PSR in die wiederbegründete Internationale mit dem Ziel, einen starken öffentlichen Druck auf die Sowjetmacht auszuüben, damit diese ihre unhaltbaren Anklagepunkte gegen die Sozialrevolutionäre fallen lasse. Immonen behandelt zweitens Kernfragen eines demokratischen Sozialismus in Abgrenzung zum „destruktiven Sozialismus“ bolschewistischer Provenienz, drittens das Ende des politischen Wirkens der PSR in der Sowjetunion gegen Mitte der zwanziger Jahre, viertens das literarische Wirken Černovs in der Emigration sowie die Übergabe seiner Materialien an das IISH und schließlich fünftens das letzte Lebensjahrzehnt in den USA, die ihm 1947 den Status eines „regulären Immigranten“ verliehen.

Immonens der Biographie nachgestellte, knapp zwanzigseitige Ausführungen zur Quellen- und Literaturlage sind ein kritisches Meisterwerk an sich. Sie unterstreichen nachdrücklich seine Belesenheit und seinen Kenntnisreichtum (S. 365–382). Überhaupt zeichnet sich seine Darstellung immer wieder durch einen Rekurs auf Forschungspositionen aus, die er kritisch erörtert (vgl. z. B. S. 152–153, 165, 186, 361 ff. *et passim*). Während die Biographie des Autorenkollektivs als Beilage ein politisches Gedicht Černovs aus dem Jahre 1937, Photographien, einige faksimilierte Dokumente

und ein Namensregister bietet, fehlt dies alles in Immonens Werk – ohne allerdings den Wert seiner Studie zu schmälern.

Zeitgenössische Urteile über Černov fielen unabhängig von der parteipolitischen Zugehörigkeit oft wenig freundlich aus. Boris Savinkov, ein führendes Mitglied der Kampforganisation der PSR, attestierte Černov, „Vater der Lüge“ gewesen zu sein, räumte aber zugleich auch ein, dass er als Parteitheoretiker eine Kapazität gewesen sei, die es zu schätzen gelte. Immonen hebt darauf ab, dass Černov innerhalb der sozialrevolutionären „Familie“ isoliert gewesen sei (IMMONEN, S. 113–114). Während die sozialrevolutionäre Führungsriege um N.D. Avksent'ev, V.M. Zenzinov, I.I. Fondaminskij, V.V. Rudnev, V.M. Višnjak und Abram R. Goc ein enges freundschaftliches Netzwerk bildeten, blieb Černov außen vor. Er war älter als sie, und er teilte vor allem nur bedingt ihre politischen Ansichten. Dies wurde insbesondere während des Ersten Weltkriegs deutlich, als alle genannten Sozialrevolutionäre zu überzeugten „Vaterlandsverteidigern“ avancierten, während Černov überzeugter Internationalist war und sogar defätistische Positionen propagierte. Diese Konstellation blieb auch während des Revolutionsjahres 1917 gültig, als Černov im ZK der Partei seine radikaleren Positionen gegen die „konservative“ Mehrheit durchzusetzen außerstande war.

Wie auch immer Černovs politisches Wirken bewertet werden mag, er gehörte unbestritten zu den herausragenden Personen der russländischen Befreiungsbewegung, die lange Jahre deren Geschicke mitgestalteten. Immonen betrachtet seinen Protagonisten als einen überaus widersprüchlichen Charakter: Černov sei ein Pazifist gewesen, habe den Krieg verabscheut, aber gleichwohl den Terrorismus gepredigt. Nur zweimal habe Černov in seinem politischen Leben radikale Positionen bezogen: Zu Beginn der Revolution von 1905 und während des Ersten Weltkriegs. Laut Immonen war Černov kein Revolutionär, sondern ein Adept eines evolutionären Weges zum Sozialismus. Und: Černov habe nie die Rolle des sozialrevolutionären Parteiführers für sich beansprucht (S. 358–359). Beiden Biographien ist zu attestieren, diesem zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Politiker jeweils ein überzeugendes Denkmal gesetzt zu haben.

In den späten Oktobertagen 1917 verblieben 176 sozialrevolutionäre Delegierte auf dem II. Allrussländischen Sowjetkongress in Petrograd, „[...] die endgültig mit dem rechten Teil der PSR brachen [und] den kompromisslerischen Parteien (Černov [...]) den gnadenlosen Kampf erklärten [...]“. Dieses Zitat Semen Isidorovič Kotljarevskijs, eines Deputierten der 1. Armee auf dem II. Sowjetkongress und eines späteren Mitglieds der Kampforganisation der Partei der Linken Sozial[isten]-Revolutionäre (PLSR), zeigt, in welchem Maße der führende Parteitheoretiker und Landwirtschaftsminister der Provisorischen Regierung Černov inzwischen bei zahlreichen Genossen in Misskredit geraten war.

Der nun vorgelegte 2. Teil des 2. Bandes der Dokumentation über die PLSR ist mit 1183 Seiten der bisher umfangreichste. Etwas mehr als die Hälfte der Seiten entfällt auf die Dokumente, ein gutes Drittel auf einen erschöpfenden Anmerkungsapparat, mehr als ein Zehntel auf die Einleitung. Ein Siglenverzeichnis sowie ein Personenregister komplettieren die Edition.

Der Band behandelt lediglich die vier Monate von Juli bis Oktober 1918. Diese Zeitspanne steht mit Fug und Recht für eine tiefgreifende Zäsur der kurzen Parteigeschichte: die Einberufung einerseits des III. Parteitages Ende Juni, andererseits des V. Allrussländischen Sowjetkongresses Anfang Juli 1918, das Attentat auf den deutschen Gesandten in Moskau, Wilhelm Graf von Mirbach-Harff, und die sich darauf entspannenden militärischen Auseinandersetzungen in der Hauptstadt zwischen bolschewistischen Einheiten und linken Sozialrevolutionären, die als linkssozialrevolutio-

närer „Juli-Pusch“ in die Geschichte eingegangen sind. Die Deutung dieser Ereignisse ist bis auf den heutigen Tag umstritten; aber zeitgenössisch nutzten die Bolševiki die sich ihnen bietende Möglichkeit, sich eines überaus einflussreichen politischen Kontrahenten zu entledigen, indem sie die linken Sozialrevolutionäre als „konterrevolutionär“ diffamierten, aus den Sowjets ausschlossen und in die Illegalität drängten, verhafteten oder sogar töteten.

In seiner sehr detaillierten Einleitung geht JAROSLAV VIKTOROVIČ LEONT'EV diversen in der Forschung vertretenen Positionen nach. Zu bedauern ist, dass er sich dabei ausschließlich auf in russischer Sprache vorliegende Positionen beschränkt. Dadurch bleibt die westliche Forschung so gut wie unberücksichtigt. Zweitens widmet er der sowjetischen Forschung zu viel Aufmerksamkeit. Solche Ansätze waren in einem so hochsensiblen Sektor wie dem Gründungsmythos der Sowjetunion und dem Wirken der bolschewistischen Partei der kommunistischen Parteilichkeit verpflichtet und können als atavistisch betrachtet werden. Anstatt sie als sowjetgeschichtliche Mythen und Falsifikate zu entlarven, wertet Leont'ev diese überaus fragwürdigen Positionen auf, indem er um ihre Dekonstruktion bemüht ist. Dasselbe gilt unter anderen Vorzeichen für die These der Juli-Ereignisse 1918 als einer bolschewistischen Konspiration, die der konservative sowjetische Exilhistoriker Jurij G. Fel'stinskij 1985 in seiner in Paris publizierten Monographie präsentierte. Hier wäre weniger mehr gewesen.

Leont'evs Wissen über die PLSR erweist sich partiell als Last. Er überfrachtet den Text mit Informationen. Über die Detailflut gerät der rote Faden ins Hintertreffen. Redundanzen überlagern relevantes Wissen. Statt konzise zu bündeln, misslingt sein Versuch, die Juli-Ereignisse auf der Basis von sieben Interpretationen zu kategorisieren. Zum einen entwickelt er nicht alle Ansätze, zum andern handelt es sich zum Teil um Untertypen (S. 59–97).

Nach hundert Seiten verwirrt der letzte Absatz der Einleitung den geneigten Leser völlig und lässt ihn an dem Sinn der gesamten bisherigen Lektüre zweifeln: Wie *Deus ex machina* erklärt Leont'ev, dass alles bisher Gesagte die Möglichkeit, die Juli-Ereignisse seien entweder eine „Inszenierung“ der linken Kommunisten oder ein „doppeltes Spiel“ des ČK-Vorsitzenden Feliks Ė. Dzeržinskij gewesen, nicht ausschließe. Die Einleitung erwähnte diese Interpretationsansätze zwar, unterzog sie aber keiner ernsthaften Erörterung. Der Absatz endet schließlich mit einem Verweis auf eine „romantische Kurzsichtigkeit“ der linkssozialrevolutionären Führung, eine Formulierung, die sehr an Leonard Schapiros Urteil aus seiner Monographie *The Origin of the Communist Autocracy* aus dem Jahre 1955 erinnert. Angesichts umfangreicher Wahlmanipulationen im Vorfeld des V. Allrussländischen Sowjetkongresses, die Leont'ev mit einigen Beispielen überzeugend belegen kann (S. 31–32), stellte sich die Frage nach den politischen Handlungsoptionen der linken Sozialrevolutionäre im Sommer 1918. Aus vielen Sowjets und auch dem Allrussländischen Zentralen Exekutivkomitee [VCIK] waren die gemäßigten sozialistischen Parteien bereits ausgeschlossen. Wie konnte dem diktatorischen Furor der Bolševiki Einhalt geboten werden, wie der Friede von Brest-Litovsk revidiert, wie die Invasion der Ukraine durch die Mittelmächte gestoppt werden?

Der Wert einer Dokumentation ist jedoch nicht an der Einleitung zu messen, sondern an der Textauswahl und den Kommentaren. Insgesamt 247 Dokumente haben Aufnahme gefunden. In der überwiegenden Mehrheit handelt es sich hierbei um erstmalig veröffentlichte Dokumente, zumeist aus den Archiven des heutigen russischen Geheimdienstes, der FSB sowohl in Moskau als auch in St. Petersburg, des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs des Instituts für Marxismus-Leninismus, also des heutigen RGASPI, des Staatsarchivs der Russländischen Föderation, des Zentralen Staats-

archivs der Ukraine sowie mehrerer russischer Lokalarhive. Ergänzt werden diese Archivalien um die zeitgenössische Publizistik, vor allem um Artikel der linkssozialrevolutionären Periodika. Zu loben ist, dass die Dokumente einen vorzüglichen Eindruck von dem Spektrum der politischen Konsequenzen, Reaktionen und Handlungsoptionen der individuellen und kollektiven Akteure in der russischen Provinz gewähren. Die Dokumente zeigen, dass die PLSR gerade in den Kreisen und Amtsbezirken oft vor der russischen Sozialdemokratie bzw. den Bolševiki über Parteizellen verfügte und dass ihre Parteiorganisationen hinsichtlich ihrer Mobilisierung, ihres Aktivismus und ihrer ideologischen Geschlossenheit den Kontrahenten keineswegs nachstanden. Besonders hervorzuheben sind die Protokolle des IV. Parteitags der PLSR von Anfang Oktober 1918 (S. 458–752). Auf fast dreihundert Seiten wird die Lage der Partei sowohl im Zentrum wie auch in der Provinz schlaglichtartig beleuchtet. Ungeachtet des Ausschlusses vieler Parteigliederungen aus den Sowjets, der Verhaftung linkssozialrevolutionärer Funktionsträger, des Austritts und der Abspaltung zahlreicher Parteimitglieder, die den vom ZK der PLSR seit Anfang Juli eingeschlagenen politischen Kurs missbilligten und für eine enge Kooperation mit den Bolševiki optierten, war die Partei keineswegs zur politischen Handlungsunfähigkeit verurteilt. Einzelne Provinzorganisationen berichteten von einer ungebrochenen Attraktivität der linken Sozialrevolutionäre, die sich in Parteibeitritten niederschlug. Die zahlreichen Anmerkungen, deren Kommentare z. T. mehrere Seiten umfassen, lassen kaum eine Frage offen und sind als erschöpfend zu bezeichnen. Leont'ev ist hierfür größtes Lob zu zollen.

Kein Licht ohne Schatten. Nicht bei jedem Dokument sind die Gründe ersichtlich, die den Herausgeber zur Aufnahme in die Sammlung veranlasst haben könnten. So finden sich in einem Anhang u. a. persönliche Dokumente linkssozialrevolutionärer ČK-Mitglieder aus dem Zentralarchiv des FSB. Ist es aber wichtig zu wissen, dass Dmitrij Ivanovič Popov als Delegierter mit beschließender Stimme an dem III. Parteitag der linken Sozialrevolutionäre in Moskau teilnahm (S. 763)? Und wenn ja, warum? Dies ist eines der wenigen Beispiele, bei denen Leont'ev nicht umfangreich annotiert und kommentiert. Solche Beispiele sind aber die große Ausnahme in einer insgesamt wirklich überzeugenden Quellenedition.

Welches Fazit lässt sich ziehen? Wer sich mit Černov oder den neopopulistischen Parteien, insbesondere in der Epoche von Revolution und Bürgerkrieg beschäftigt, wird die hier besprochenen Titel zu Rate ziehen müssen.

LUTZ HÄFNER

Göttingen

JGO 66, 2018/2, 336–337

Il'ja S. Rat'kovskij

Chronika belogo terrora v Rossii. Repressii i samosudy (1917–1920 gg.)

Moskva: Algoritm, 2016. 680 S. = Uroki istorii. ISBN: 978-5-906880-57-4.

Während sich das offizielle Russland mit dem 100-jährigen Jubiläum der Revolutionen von 1917 schwer tut, ist doch eine ganze Reihe von einschlägigen Untersuchungen von Historikerinnen und Historikern auf den Markt gekommen.

Wer die Zeichnung auf dem Cover des Buches von Il'ja S. Rat'kovskij, Dozent am Institut für Geschichte der Staatlichen Universität St. Petersburg, betrachtet, ahnt nichts Gutes: Im Zentrum steht ein aufgeplusterter, ordensgeschmückter „weißer“ Offizier, der seine finster blickenden Soldaten befiehlt, die gerade ein Haus anzünden. Hinter ihm steht ein segnender Pope. Am Boden liegt ein russischer Muschik, am linken Bildrand fleht eine Bauernfamilie um Gnade.

Rat'kovskij will die Geschichte des weißen Terrors im russischen Bürgerkrieg nachzeichnen und dabei explizit die idealisierenden Darstellungen der „weißen“ Bewegung, die in der russischen Geschichtsschreibung Konjunktur gehabt hätten, widerlegen. Tatsächlich ist der Verlauf des Bürgerkrieges in Russland schon oft als Gewaltgeschichte beschrieben worden. Der Verfasser dieser Untersuchung sieht aber nicht ein Wechselspiel von „weißem“ und „rotem“ Terror, sondern spricht von einer genuinen Gewalttätigkeit der antirevolutionären Kräfte. Damit ist klar, dass er das wissenschaftliche Feld im strengen Sinne verlässt und im Rahmen der aktuellen politischen Diskussion in Russland klar Stellung bezieht.

Das Werk ist chronologisch aufgebaut. Der Autor hat aus einem beeindruckenden Korpus von 178 Erinnerungen, 38 Dokumentensammlungen, 50 Periodika aus den Jahren 1918–1920, 393 Werken der wissenschaftlichen Literatur und mehr als 60 russischen Internetquellen fast für jeden Tag der betrachteten Periode Episoden der Gewaltanwendung durch „weiße“ Kräfte ausgewählt, aber nicht in den Gesamtzusammenhang des Kampfes zwischen „Weiß“ und „Rot“ gestellt. Eine Analyse oder eigene Kommentierung fehlt vollständig. Das ganze Buch stellt sich so als große Datenbank dar, in der Aussagen aus Emigrantenmemoiren unvermittelt neben Angaben aus der sowjetischen wissenschaftlichen Literatur oder aus postsowjetischen Werken stehen. Wenn es mehrere Quellen zu einem Vorfall gibt, wägt der Verfasser durchaus kritisch ab und gibt meist den Angaben aus den neuesten Werken den Vorzug. Naturgemäß springt er schnell von einer Ecke des ehemaligen Russischen Reiches in die andere – man muss schon eine profunde Kenntnis der russischen Geographie haben, um nicht den Überblick zu verlieren.

Rat'kovskij schont sein Lesepublikum nicht: Neben Meldungen, dass an dem und dem Ort eine gewisse Anzahl von gefangenen Rotarmisten oder aufständischen Bauern erschossen wurden, stehen ausführliche Schilderungen von Folter, die die Lektüre beinahe unerträglich machen. Wegen der wiedergegebenen Grausamkeiten und dem schematischen Vorgehen des Autors lässt sich das Werk nur mit Mühe von vorne bis hinten durchlesen. Die Angaben sind unterschiedlich detailliert. Werden zum einen die einzelnen Namen von Opfern „weißer“ Gewalt benannt, so tauchen an anderen Stellen Zahlen auf, die in die Tausende gehen. Daneben listet der Verfasser einzelne Rechtsakte, v. a. Kolčaks, auf, die beweisen sollen, dass der Terror systematischen Charakter hatte und es sich nicht nur um Übergriffe einzelner Sadisten handelte.

Eine grobe Analyse der Angaben des Buches ergibt folgende Schwerpunkte des „weißen“ Terrors: Nachdem es unmittelbar nach dem Oktoberumsturz schon Fälle „weißer“ Gewalt, u. a. in Form von Attentaten gegen Lenin, gegeben hatte, kam es beim Aufstand und Vormarsch der Tschechischen Legion in Sibirien insbesondere zur Ermordung von gefangengenommenen verwundeten Rotarmisten. Besonderen Hass hätten die Tschechen und ihre russischen Helfer gegen die „Internationalisten“ entwickelt, Kriegsgefangene des Ersten Weltkriegs aus den Ländern der Mittelmächte, die sich nach dem Oktober 1917 auf die Seite der „Roten“ geschlagen hatten. Danach folgte eine Periode der Gewalt v. a. gegen aufständische Bauern und politische Häftlinge in den Gefängnissen. Bei dem Vorrücken der Freiwilligenarmee Denikins auf Moskau wurden in den eroberten Städten die Kommunisten und ihre Anhänger ermordet. In dieser Phase kamen als besonderer Aspekt noch die grausamen Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung hinzu. Dem Rückzug der „Weißen“ fielen dann vor allem die überlebenden Insassen der „weißen“ Gefängnisse und Lager zum Opfer. Neben den „weißen“ Russen und Tschechen hätten auch die Interventen ihre blutige Spur im Bürgerkrieg hinterlassen. Als besonders grausam werden die Japaner geschildert, aber auch die Franzosen, Engländer und Amerikaner und anderen Interventionstruppen hätten sich Übergriffe zuschulden kommen lassen.

Abschließend soll betont werden, dass man dieses Werk voller unmotivierter Gewalt nicht unbedingt gelesen haben muss. Es steht eindeutig in der Tradition der Propagandaliteratur der zwanziger Jahre, einen wesentlichen Fortschritt dieser gegenüber stellt es nicht dar. Es ist aber insofern interessant, als es eine wiedererstarbte Strömung in der russischen Historiographie zum Bürgerkrieg repräsentiert.

GEORG WURZER
Wilhelmsdorf

JGO 66, 2018/2, 337–339

John M. House

Wolfhounds and Polar Bears. The American Expeditionary Force in Siberia, 1918–1920

Tuscaloosa, AL: University of Alabama Press, 2016. XVIII, 243 S., 18 Abb., 9 Ktn., 10 Tab. ISBN: 978-0-8173-1889-5.

Bei diesem Werk handelt es sich um die erweiterte Fassung einer 1984 abgeschlossenen Masterarbeit an der University of Kansas. Ihr Verfasser, John M. House, ist, wie auf dem Cover bereits angegeben, ein Colonel (Oberst) der US-Armee im Ruhestand, der in Kommandopositionen an vielen Orten der Welt diente und auch an den Operationen Desert Shield und Desert Storm beteiligt war.

House zeichnet die heute fast vergessene Beteiligung amerikanischer Soldaten an der alliierten Intervention in Sibirien weitgehend chronologisch nach, von den Ursprüngen im Ersten Weltkrieg über die Ankunft der Amerikaner, ihren Aufenthalt östlich des Urals bis hin zu ihrem Abzug.

Dass der Autor ein Militär und kein professioneller Historiker ist, wird an vielen Stellen klar. So stützt er seine Erzählung der Abläufe meist nur auf ein einzelnes Werk oder wenige Werke, die er sehr ausführlich zitiert. Auf Vorbehalt muss auch seine unkritische Einstellung gegenüber den rein US-amerikanischen Quellen stoßen. Dass House aus patriotischer Sicht schreibt, wird häufig spürbar. Seiner Meinung nach haben die amerikanischen Interventionstruppen sich tapfer geschlagen und dabei in Gefechten ihre Professionalität unter Beweis gestellt. Auch dem Kommandeur der Amerikaner in Sibirien, General Graves, bestätigt er, unter den gegebenen Umständen das Beste aus der Situation gemacht zu haben. Die Erfüllung der in einem Aide Memoire, das er im Anhang wiedergibt, festgelegten hehren Ziele der Intervention stellt er nicht in Frage: dem russischen Volk zu helfen und der Tschechischen Legion den Abzug aus Russland zu ermöglichen, ohne sich in den Russischen Bürgerkrieg einzumischen. Die Leistung der US-Kräfte sieht er durch äußere Faktoren beeinträchtigt: durch einen unklaren politischen Auftrag und durch die Spannungen mit den anderen Kräften in Sibirien, dabei vor allem auch mit den grausamen Japanern und Kosaken. Mit diesen seien die Amerikaner wiederholt in Konflikt geraten, weil sie die Zivilbevölkerung schützen wollten. Ein wesentliches Manko des Werkes sind die mangelnden Sprachkenntnisse des Autors. Dadurch war er nicht in der Lage, russischsprachige Quellen zu rezipieren, die ein ganz anderes Bild der amerikanischen Intervention zeichnen. So tauchen in dem erst kürzlich erschienenen, jedoch sehr tendenziösen Werk von ИЛ'Я РАТ'КОВСКИЙ (*Chronika belogo terrora*. Moskva 2017) auch die US-Truppen unter jenen auf, die gefangen genommene Partisanen erschossen oder die Zivilbevölkerung bedrückten. Beispielsweise beschreibt House auf S. 134–136 ausführlich das Gefecht bei Kazanka. Rat'kovskij behauptet auf S. 282–283, die Japaner und Amerikaner hätten die Bauern beraubt, die Häuser niedergebrannt und einen blinden Alten und seine zwei jugendlichen Kinder sowie mehrere Chinesen und Koreaner ermordet. House schweigt hierüber. Letztendlich ist es schwierig zu entscheiden, welche Darstellung der Wahrheit am nächsten kommt, doch muss man festhalten, dass die Angaben von House ebenso einseitig sind wie die in der sowjetischen und postsowjetischen Historiographie. Der amerikanische Autor analysiert nicht, sondern referiert im wesentlichen nur die militärischen Aspekte. Die zu Beginn des Werkes abgedruckten Karten sind aufgrund fehlender Erläuterungen wertlos.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass das Buch auch Qualitäten hat. So ist es logisch und klar aufgebaut und gut geschrieben. Man erfährt viele Details über die Anwesenheit der US-Truppen in Sibirien. Zudem hat der Autor eine große Zahl von bisher ungenutzten Quellen und Untersuchungen in den wissenschaftlichen Umlauf gebracht. Seine Schlussfolgerung, dass die Abwesenheit eines klaren politischen Auftrags von Anfang an den Sinn der amerikanischen Intervention in Frage stellte, ist nachvollziehbar. Kritisch setzt er sich auch mit der Behandlung der Veteranen nach der Heimkehr auseinander. So habe das erste weibliche Mitglied im US-Kongress, die Pazifistin Jeannette Rankin aus Montana, dafür plädiert, für die Veteranen ein Stück Land in Sibirien zu erwerben, da sie aufgrund ihrer Krankheiten und gesunkenen Moral nicht mehr für ein Leben in der US-Gesellschaft geeignet seien. Die ehemaligen Soldaten kamen unter Bolschewismus-Verdacht und wurden vom amerikanischen Justizministerium kontrolliert. Die folgenden Sätze sind dann wieder bezeichnend: „Bolshevism or Communism, remained a force to be confronted [...] Fortunately world domination failed, and the USSR as the successor to Russia eventually collapsed.“ (S. 177)

So bleibt der Eindruck, dass angesichts der Einseitigkeit und mangelnden Professionalität des Autors das Werk trotz seiner Verdienste nur für wenige Spezialisten eine gewinnbringende Lektüre darstellt.

GEORG WURZER
Wilhelmsdorf

JGO 66, 2018/2, 339–340

Paweł Zimniak

Großer Krieg kleiner Leute. Perspektivierungen des Ersten Weltkriegs in der polnischen Literatur 1914–1920

Göttingen: V&R unipress, 2016. 222 S. = Formen der Erinnerung, 62.

ISBN: 978-3-8471-0558-9.

Gleich zu Beginn fühle ich mich potentiellen Lesern gegenüber zu einer allgemeinen Bemerkung verpflichtet. Zimniaks Studie zur Rezeption des Großen Krieges bei den polnischen Literaten ist eine literaturwissenschaftliche und keine historische Arbeit. Wie wir dem Biogramm des Autors auf dem Buchumschlag entnehmen können, ist er Germanist mit dem Schwerpunkt Literaturdidaktik an der Universität Zielona Góra in Westpolen. Als Historiker fehlt mir die Kompetenz, das Buch aus der literaturwissenschaftlichen Perspektive zu beurteilen. Aus diesem Grund kann ich z. B. auf keine möglichen methodologischen Fehler oder die etwaige Nicht-Berücksichtigung wichtiger Sekundärliteratur hinweisen.

Trotz dieser Vorbehalte versuche ich, das Buch aus der Perspektive des Historikers zu beurteilen, zumal viele Historiker literarische Texte in ihrer Forschung verwerten sowie auch wegen Zimniaks Ankündigung, dass er sich der Erinnerungskultur bzw. „dem kollektiven Gedächtnis“ zuwenden wollte (S. 34). Hier fühlt sich der Historiker durchaus auf vertrautem Gelände.

Im langen 19. Jahrhundert, unter den Bedingungen der nationalen Unterdrückung und des Fehlens staatlicher polnischer Kulturinstitutionen, spielte die Literatur eine außerordentlich wichtige Rolle bei der Aufrechterhaltung und Vertiefung des polnischen Nationalbewusstseins. Man konnte deswegen erwarten, dass sie sich als Medium der sozialen Kommunikation intensiv mit dem Ersten Weltkrieg beschäftigten würde. Das war auch tatsächlich der Fall. In sieben Kapiteln stellt Zimniak verschiedene Aspekte der polnischen Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen anhand ausgewählter Literaturbeispiele dar. Unter den Protagonisten befinden sich: ein freiwilliger, kampfbereiter und aufopferungsvoller Legionär, ein rücksichtsloser und brutaler Söldner, ein patriotisch erzogenes Kind, eine um ihren gefallenen Sohn trauernde Mutter, die Witwe eines Soldaten, ein psychisch und körperlich gebrochener, schwer verwundeter Veteran, die mit dem Alltagsleben ringende junge Ehefrau eines mobilisierten Soldaten, eine Person, die des Landesverrats angeklagt und schließlich gehängt wird, oder die verelendeten und hoffnungslosen Kriegsflüchtlinge. Sie sind mit unterschiedlichen kriegsbedingten Gefahren und Todesgefahren konfrontiert und müssen sich an die neue Situation und deren Herausforderungen anpassen. Bei vielen der untersuchten Texte scheint

unter den spezifisch polnischen Kriegsdeutungen die Chance der Wiedererlangen der Unabhängigkeit auf. Darüber hinaus werden die Bruderkriegsaspekte betont. Der Erste Weltkrieg steht in der polnischen Literatur vor allem als ein Glied in der Kette von mehreren Generationen da, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts für die politische Wiederauferstehung Polens und für die Freiheit des Vaterlandes kämpften.

Aus der Perspektive des Historikers kann man einige Einwände gegen Zimniaks Buch erheben. Die ausgewählte Primärliteratur umfasst 33 Titel, doch bei näherer Betrachtung stammen 24 davon aus lediglich drei Sammelbänden. Das scheint mir wenig. Es ist schade, dass der Autor sich nicht dazu entschlossen hat, die Quellenbasis zu erweitern. Diese ist zu schmal für generalisierende Schlüsse. Der Autor hat außerdem nicht ausreichend erklärt (S. 27–28), warum er genau diese konkreten Texte ausgewählt hat. Auch in der Sekundärliteratur fehlen wichtige Studien zur Rezeption und Deutungen des Großen Krieges in der polnischen Literatur, sogar solche von Literaturwissenschaftlern, nicht nur von Historikern (ZBIGNIEW KŁOCH: *Poezja pierwszej wojny. Kondycje i konwencje* [Die Poesie des Ersten Krieges. Bedingungen und Konventionen]. Wrocław 1986; *A gdy na wojnę szli ojczyźnie służyć. Pieśni i piosenki żołnierskie z lat 1914–1918. Antologia* [Als sie in den Krieg zogen, um dem Vaterland zu dienen. Soldatenlieder aus den Jahren 1914–1915. Eine Anthologie]. Hrsg. von Adam Roliński. Kraków 1989; DOROTA KIELAK: *Wielka wojna i świadomość społeczna. Literatura polska lat 1914–1918* [Der große Krieg und das gesellschaftliche Bewusstsein. Die polnische Literatur der Jahre 1914–1918]. Warszawa 2001; *Na granicy epok. O literackich dyskursach lat 1914–1918 w stulecie wybuchu pierwszej wojny światowej* [An der Wende der Epochen. Über die literarischen Diskurse der Jahre 1914–1918, zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs]. Hrsg. von Dorota Kielak, Marta Makowska, Joanna Niewierowska. Warszawa 2005; JACEK ROZMUS: *Żołnierskie narracje w wojnie światowej 1914–1918. Strzelcy, legioniści, Polacy w armii austro-węgierskiej* [Soldatische Narrationen im Weltkrieg 1914–1918. Schützen, Legionäre, Polen in der österreichisch-ungarischen Armee]. Kraków 2013.).

Bedenken erweckt bei mir außerdem der gewählte Zeitraum. Das Enddatum – das Jahr 1920 – hat keine sachliche Begründung. Es hätte entweder das Jahr 1918 oder das Jahr 1921 (Ende des polnisch-sowjetischen Krieges) genommen werden sollen. Da Zimniak seine Arbeit zudem auch der Erinnerungskultur widmen wollte, hätte er meines Erachtens die Rezeption zumindest einiger von ihm ausgewählter literarischer Texte untersuchen sollen. Ein besonders lohnendes Objekt dafür wäre, wie mir scheint, der skandalträchtige Roman von Julian Kader Bandrowski *Łuk* [Der Bogen] gewesen. Wie er deutlich hervorhebt (S. 26–27), wollte Zimniak mit seinem Werk der deutschsprachigen europäischen Leserschaft einige polnische literarische Texte vorstellen, die den Ersten Weltkrieg behandeln. Dies halte ich auch für das größte Verdienst des Buches.

PIOTR SZLANTA
Warszawa

JGO 66, 2018/2, 341–342

Esimene maailmasõda ja Eesti Teine kõide [Der Erste Weltkrieg und Estland. Zweiter Band].

Koostanud [Herausgegeben von] Tõnu Tannberg

Tartu: Eesti Ajalooarhiiv, 2016. 536 S., Abb. = Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 24 (31).

ISBN: 978-9985-858-98-1.

Der anzuzeigende Sammelband setzt ein 2014 publiziertes gleichnamiges Werk fort, mit dem das estnische Nationalarchiv (*Eesti Rahvusaarhiiv*) des 100. Jahrestages des Beginns des Ersten Weltkriegs gedenkt. Wenn der Herausgeber TÕNU TANNBERG im Geleitwort schreibt, in den letzten paar Jahren sei bei der Erforschung des Ersten Weltkrieges in Estland mehr geleistet worden als in den hundert Jahren zuvor, ist dem durchaus zuzustimmen. Eben der Umstand, dass der 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs in Europa und in der ganzen Welt umfänglich begangen wurde, gab auch den estnischen Historikern neuen Antrieb, sich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. Zuvor stand sie in der estnischen Geschichtswissenschaft deutlich im Schatten der Erforschung des Freiheitskrieges (1918–20) und des Aufbaus der Eigenstaatlichkeit.

Zum Kreis der Autoren gehören estnische Historiker verschiedener Generationen. Ein bemerkenswert großer Teil der Arbeiten beruht auf Archivmaterial, das bislang noch nicht ausgewertet worden ist. Den Sammelband eröffnen historiographische Übersichten von AGO PAJUR und KERSTI LUST. Pajur geht ausführlich auf die estnischen Militäreinheiten in den Jahren 1917/18 ein. Lust musste sich in ihrer Abhandlung über den Stand der Erforschung der estnischen Wirtschaft im Ersten Weltkrieg hauptsächlich auf sowjetische Arbeiten stützen, denn in Estland ist dieses Thema nach 1991 kaum erforscht worden. Lust zeigt unter anderem, dass manche Erkenntnisse der sowjetischen Historiographie, die im Allgemeinen heute als hoffnungslos überholt gilt, durchaus immer noch genutzt werden können.

TOOMAS HIIO betrachtet die Studentenschaft der Universität Dorpat/Tartu aus drei wichtigen Perspektiven: a) der Immatrikulationspraxis vor dem und während des Ersten Weltkriegs sowie die Gründe für die Veränderungen der Studentenzahlen; b) das Verhältnis der Studenten zu den Streitkräften und zur Einberufung sowie c) die nationale Zusammensetzung der Studentenschaft. Der Autor behandelt gründlich die Dynamik der Veränderungen, die unter den hektischen Bedingungen der russischen Hochschulpolitik erfolgten.

LEA TEEDEMA setzt ihre im vorherigen Sammelband begonnene Abhandlung über Dorpat als Etappenstadt fort. Die Autorin untersucht zunächst die Tätigkeit der örtlichen Komitees vom Roten Kreuz und der Lazarette für die verwundeten und kranken Soldaten, danach die Fürsorge für Soldatenfamilien und Notleidende; zum Schluss setzt sie sich mit der Situation der Flüchtlinge aus den lettischen Gebieten auseinander.

Konkurrenzlos am umfangreichsten (110 Seiten) ist ein vielseitiger Überblick von PRIIT ROHTMETS über die Lage der Kirchen und Gemeinden im estnischen Gebiet bis zur Februarrevolution. Der Autor untersucht die Reaktionen der Kirchen auf den Krieg, die materiellen Auswirkungen des Krieges, die Beziehungen der Kirchen untereinander, die Repressalien insbesondere gegenüber den protestantischen Gemeinden sowie allgemein die Beziehungen zwischen den Kirchen und dem Staat.

Der Aufsatz von MAIE PIHLAMÄGI über die Arbeits- und Lebensbedingungen der estnischen Industriearbeiter gibt eine detaillierte Vorstellung von der Veränderung der Arbeitszeit, den Lohnverhältnissen, dem Preisanstieg, dem Mangel an täglichen Bedarfsgütern, der Veränderung der Lebensbedingungen und dem geselligen Leben der Arbeiter.

Die zwei folgenden Beiträge sind ideengeschichtlich ausgerichtet. MARGO ROASTO behandelt die vor der Februarrevolution in Deutschland erschienene propagandistische Publizistik deutschbaltischer Autoren über die nationalen Beziehungen in den Ostseeprovinzen und die als Reaktion darauf in der estnischen Presse veröffentlichten Artikel. TIMO AAVA geht anhand der Aufsätze des führenden estnischen Sozialdemokraten Mihkel Martna auf die während des Ersten Weltkriegs in Estland und Europa verbreiteten politischen Ideen und ihre Wechselbeziehungen ein. Der Autor zeigt auf, dass es sich bei Martnas Texten weitgehend um Adaptionen anderer Schriften, etwa der Kerntexte der deutschen Sozialdemokraten, handelte.

Vor der Ausrufung der estnischen Unabhängigkeit im Februar 1918 und der darauffolgenden deutschen Besatzung unternahmen die deutschen Behörden und ihre deutschbaltischen Anhänger den Versuch, die Esten zu einer politischen Zusammenarbeit zu überreden. Beim liberaler gesinnten Teil der deutschen Politiker sollte dabei der Eindruck erweckt werden, dass der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker anerkannt werde. Letztlich wollte man auf diese Weise territoriale Annexionen legitimieren. Diesen Problemkreis unterwirft MART KULDKEPP einer eingehenden Betrachtung.

In seinem zweiten Beitrag setzt AGO PAJUR seine Behandlung der estnischen Militäreinheiten fort. Der Autor betrachtet die Maßnahmen zur Reorganisation der nationalen Einheiten und die Ereignisse während der deutschen Besatzung von der zweiten Februarhälfte bis zum April 1918.

Abschließend analysiert LIISI ESSE die Lage der Veteranen des Ersten Weltkrieges in Estland in den zwanziger und dreißiger Jahren.

Die oben vorgestellten elf Aufsätze liefern insgesamt ein äußerst vielfältiges Bild, das unsere bisherigen Kenntnisse über den Ersten Weltkrieg in Estland wesentlich erweitert. Die Beiträge sind mit englischsprachigen Resümees versehen; der Sammelband ist mit Quellenausügen und historischen Fotos illustriert. Zugleich bieten die von den Autoren behandelten Probleme und die aufgeworfenen Fragen einen guten Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen.

ANDRES ANDRESEN

Tartu

JGO 66, 2018/2, 343–346

The Great War and Memory in Central and South-Eastern Europe

Ed. by Oto Luthar

Leiden, Boston: Brill, 2016. IX, 191 S. = Balkan Studies Library, 17.

ISBN: 978-90-04-31268-5.

Das vorliegende Werk umfasst die Beiträge des Ende August 2008 in Kobarid durchgeführten Workshops *The Changing Memory of Great War*. Die lange Wartezeit von etwa sieben Jahren erklärt sich durch die zahlreichen Verhandlungen und die Revisionen und Korrekturen der schon vorhandenen Beiträge sowie durch die Aufnahme neuer, den Sammelband thematisch ergänzender Aufsätze. Mitgewirkt haben unter anderem Vertreter des Forschungszentrum der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Ljubljana, des Instituts für Kultur- und Erinnerungsforschung in Ljubljana und des Milko-Kos-Instituts für Geschichte in Ljubljana. Im Fokus der insgesamt zehn Beiträge über den so genannten „Großen Krieg“ und die Erinnerung daran in Zentral- und Südosteuropa steht die vielschichtige Darstellung der Ereignisgeschichte, da die Kenntnis dieser Thematik oft entweder nicht ausreichend und lückenhaft oder nicht kohärent ist: „In comparison to the battlefields of France, Belgium, and Turkey, the landscapes of the Eastern, Balkan and Isonzo Fronts, as well as the stories of the people who fought and died there, remain vague and sometimes entirely invisible. Many authors and experts who have been extremely specific when representing the drama at Verdun, Somme, and Gallipoli often chose not to concentrate on the Balkans or the British Dominions.“ (S. 1) Neben der Darstellung dieses Forschungsdesiderats kritisieren Oto Luthar und Nikolai Vukov in der Einleitung die übertriebene Aufmerksamkeit, die in der Forschung den westeuropäischen Kriegsschauplätzen zuteil wird, die oberflächliche Behandlung der Ereignisse in Osteuropa und das sehr geringe Interesse an den Geschehnissen des Ersten Weltkriegs auf dem Balkan und in Ostmitteleuropa, weshalb der Krieg in diesem Teil Europas oft als „der Unbekannte Krieg“ bezeichnet wird.

Damit ist auch der Hauptfokus der Aufsatzsammlung angesprochen, nämlich zum einen erstmals die vernachlässigten Kriegserinnerungen der Soldaten, die an den verschiedenen südost-, ostmittel- und osteuropäischen Fronten gekämpft haben, in einer englischsprachigen Publikation vergleichend darzustellen, und zum anderen den Alltag der Familien der in den behandelten Regionen kämpfenden Soldaten zu schildern. Ein weiteres Anliegen der Autoren war es, die Thematik aus einer emotionsgeschichtlichen Perspektive zu beleuchten: Der Schwerpunkt der Studien liegt auf dem Persönlichen und nicht so sehr – wie etwa in früheren Abhandlungen zum Thema – auf der Identitätspolitik oder dem Nationalismus.

Nach der detaillierten Einleitung geht OTO LUTHAR in seinem Aufsatz *The Man Who Marched Away: WWI in the Memories of Slovenian Soldiers* auf die unterschiedlichen Dimensionen der Beteiligung slowenischer Soldaten am Ersten Weltkrieg ein. Dabei unterscheidet er die Mehrheit der slowenischen Soldaten, die als österreichisch-ungarische Staatsangehörige in die k. u. k. Armee einberufen wurden, die Freiwilligen (*prostovoljci* auf Slowenisch) aus der slowenischen Intelligenz, die Mitglieder der pro-jugoslawischen Organisation *Preporod* (Wiederbelebung) waren und in der serbischen Armee dienten, und die geringe Anzahl derer, die zu Beginn des Ersten Weltkrieges an die Ostfront geschickt wurden, dort von den Russen gefangen genommen wurden und sich dann

entweder der russischen Armee oder den Freiwilligenkorps der Serben, Kroaten und Slowenen (*dobrovoljci* auf Serbisch) anschlossen. Dabei kämpften slowenische Soldaten auch gegeneinander, nachdem die k. u. k. Armee Serbien angegriffen hatte. Patriotische Einstellungen bei den Angehörigen der k. u. k. Armee kontrastierten mit den Ansichten von *prostovoljci* und *dobrovoljci*, die auch nach dem Krieg und im Gegensatz zu den slowenischen Soldaten der k. u. k. Armee die gemeinsame jugoslawische Erinnerungslandschaft zum Ersten Weltkrieg unterstützten. Die Facetten der Teilnahme der Soldaten slowenischer Herkunft am Großen Krieg sind daher sehr vielschichtig und kontrovers: „It was not so simple for the *prostovoljci* to leave Austria-Hungary at the peak of anti-Serbian propaganda and enlist in the Serbian Army. The same holds true for the *dobrovoljci*, who deserted the Austro-Hungarian Army to join the Russians or the Serbs. Regardless of the fact that Slovenia emerged for the first time in its history as a more or less independent administrative unit largely owing to the Serbian victory in WWI, many Slovenians could not bring themselves to accept the decisions of the *prostovoljci* and *dobrovoljci* even after the war was over.“ (S. 29)

Im zweiten Beitrag *War in Puszta: The Great War and the Hungarian Peasantry* analysiert IGNÁC ROMSICS, inwiefern der Krieg das Leben und den Alltag der ungarischen Bauern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts ca. 65 Prozent der gesamten ungarischen Bevölkerung ausmachten, beeinflusst hat. Die Ende Juli 1914 mobilisierten ungarischen Bauern waren laut ihren Tagebucheinträgen überwiegend gegen ihre Teilnahme an den Kämpfen, dennoch eröffnete sich ihnen auch die Chance, über das Militär in einem anderen Berufszweig Fuß zu fassen und somit sozial vermeintlich aufzusteigen sowie auch andere Teile Europas kennenzulernen. Gleichzeitig bedeutete der Krieg aber für die ländliche Bevölkerung einen großen Niedergang, war es doch sie, die unter den größten Verlusten ob der ihre Gebiete durchziehenden Armeen und Fronten zu leiden hatte.

Auf diese Darstellung folgen zwei Beiträge, die sich der österreichisch-ungarischen Besatzung Serbiens widmen. DANIELA SCHANES skizziert in ihrem Aufsatz *Between Reality and Imagination: Changing Memories of the Serbian Theatre of War* die Herkunft der Stereotype über Serbien im Speziellen und den „Balkan“ im Generellen und stellt die unterschiedlichen Ansichten und Lebenseinstellungen der österreichisch-ungarischen und serbischen Kommandeure anhand ausgewählter Tagebucheinträge gegenüber. Obwohl das österreichisch-ungarische Kommando des öfteren Mitleid mit den serbischen Soldaten und der Zivilbevölkerung empfunden habe, wurden Serbien und die Serben meistens als minderwertig dargestellt, und die „Deutsche Kultur“ hierzu als höherwertig idealisiert. In dem folgendem gemeinsamen Aufsatz „*An Ugly Black Night*“: *Remembering the Austro-Hungarian Occupation of Serbia 1915–1918* behandeln OLGA MANOJLOVIĆ PINTAR und VERA GUDAC DODIĆ politische, soziale und kulturelle Dimensionen des Lebens der Zivilbevölkerung unter der österreichisch-ungarischen Besatzung. Dabei unterstreichen sie die parallele, aber getrennte Koexistenz zweier unterschiedlicher Gemeinschaften – die der Militärangehörigen der Besatzungsarmee und ihrer Familienangehörigen und die der serbischen Zivilbevölkerung. Sie weisen auch auf die nach dem Krieg existierenden Gedenkpraktiken in Südosteuropa hin.

Im darauffolgenden fünften Essay *Bosniaks in WWI: Loyal, Obedient, Different* analysiert AHMED PAŠIĆ die tolerante Haltung der österreichisch-ungarischen Besatzungsmächte gegenüber den bosnisch-herzegovinischen Militäreinheiten (die im 20. Jahrhundert so genannten Bosniaken) der österreichisch-ungarischen Armee im Großen Krieg: „The Austro-Hungarian authorities had the utmost regard for the ethnic and religious diversity of their troops.“ (S. 86) Die Haltung der orthodoxen Bosnier gegenüber der österreichisch-ungarischen Obrigkeit und dem Krieg stand sehr

häufig im Gegensatz zu derjenigen der im allgemeinen loyalen Katholiken und Muslime: „Whereas some wanted to fight against Serbia and Russia and enlisted voluntarily in the army, a great many Orthodox were Serbian sympathizers and would secretly cross the eastern border to volunteer for the Serbian or Montenegrin Army.“ (S. 87) Infolgedessen kämpften die bosnisch-herzegowinischen Soldaten wie etwa auch die slowenischen Soldaten in Serbien, auf die Oto Luthar in seinem oben vorgestellten Beitrag einging, gegeneinander als „Bosniaken“ (die bosnisch-herzegowinischen Angehörigen der k. u. k. Armee) und als bosnisch-herzegowinische orthodoxe Freiwillige der russischen Armee.

In dem Aufsatz *Caring for the Wounded: Zagreb Military Hospitals in WWI* beschreibt VIJOLETA HERMAN KAURIĆ die beeindruckende Verwandlung Zagrebs während der vier Kriegsjahre von einer Provinzstadt zu einem wichtigen medizinischen Zentrum zur Versorgung der verwundeten Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee von allen möglichen Kriegsschauplätzen, aber vor allem von der italienischen Front.

KATHARINA WESENER thematisiert in ihrer Abhandlung *Internment in WWI: The Case of Thalerhof* die unmenschlichen Bedingungen, unter denen politische Dissidenten und Kriegsgegner in Österreich-Ungarn in dem Interniertenlager Thalerhof inhaftiert wurden. Zu den Festgehaltenen zählten vor allem Bewohner Galiziens und der Bukowina, die zu Recht oder zu Unrecht der Kollaboration während der Zeit der russischen Besatzung bezichtigt worden waren (die so genannten Russophilen). Die Internierten wurden sowohl von der Regierung als auch von der Bevölkerung als politische Feinde und Verursacher des Krieges betrachtet.

FABIO TODERO erklärt in seinem Aufsatz *War and Memory: The Fascist Instrumentalization of the Italian Front*, inwiefern die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg an der ostitalienischen Grenze unmittelbar nach dem Krieg im politischen Kampf benutzt wurde. Die letzten beiden Beiträge widmen sich sodann auch der Erinnerung an den Großen Krieg unmittelbar nach Kriegsende: So schildert SILVIU HARITON in seinem Beitrag *War Commemorations in Inter-War Romania: Cultural Politics and Social Context* die umfangreiche Erinnerungskultur und das Gedenken an die gefallenen rumänischen Soldaten in jeder Stadt und jedem Dorf Rumäniens, was in der Form an die Erinnerungskultur vergangener Konflikte anknüpfte (z. B. an die Erinnerung an die rumänische Beteiligung am Russisch-Türkischen Krieg 1877–1878). Dabei sei eine vom rumänischen Nationalismus geprägte Erinnerungskultur zunächst stärker als das großrumänische Paradigma gewesen, ersterer habe dann aber in den dreißiger Jahren nachgelassen: „Orthodoxy being officially linked to the Romanian identity and taught so in schools and in the army. However, during the 1920s other ethnic groups were allowed to build their own monuments (even if not in very visible areas) and only in the 1930s the authorities attempted to establish a standardized policy of war commemorations.“ (S. 137) Im letzten Aufsatz *Commemorating the Dead and the Dynamics of Forgetting: Post-mortem Interpretations of WWI in Bulgaria* analysiert NIKOLAI VUKOV die umstrittenen Dimensionen des Gedenkens an den Ersten Weltkrieg in Bulgarien und beschreibt, welchen Einfluss das Trauma der Niederlage auf das Erinnern und Vergessen hatte.

Der vorliegende Sammelband liefert vielschichtige Einblicke in unterschiedliche Facetten des Ersten Weltkriegs und seiner Aufarbeitung durch Politik, Literatur und Medien. Die Thematik wird dabei nicht nur aus der Perspektive der Zeitgeschichte, sondern auch unter politischem, wirtschaftlichem und sozialwissenschaftlichem Blickwinkel geschildert. Eine Besonderheit ist, dass für fast sämtliche Beiträge des Sammelbandes Tagebücher und andere schriftliche Überlieferungen von

Zeitzeugen als Quellen benutzt wurden. Daher liest sich das mit den Methoden der Emotionsgeschichte arbeitende Werk sehr lebendig und führt den Leser auf eine andere, eine zutiefst persönliche Ebene der Perzeption. Damit leistet der Band – auch durch seine breite Themenauswahl – einen wichtigen Beitrag zum bislang bescheidenen Forschungsstand zum Thema in westeuropäischen Publikationen und bietet einen guten Ausgangspunkt zu weiteren Forschungen.

DARIA KOZLOVA

Jena

JGO 66, 2018/2, 346–349

Heinz A. Richter

Der Krieg im Südosten. Bd. 1: Gallipoli 1915

Ruhpolding, Mainz: Rutzen, 2013. 289 S., 122 Abb., 18 Ktn., 1 Faltkarte = PELEUS.

Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 65/1.

ISBN: 978-3-447-10118-9.

Heinz A. Richter

Der Krieg im Südosten. Bd. 2: Makedonien 1915–1918

Ruhpolding, Mainz: Rutzen, 2014. 202 S., 91 Abb., 4 Ktn. = PELEUS.

Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 65/2.

ISBN: 978-3-447-10249-0.

Thematisch ragt die zweibändige Veröffentlichung über den „Krieg im Südosten“ von Heinz A. Richter aus einer wahren Flut an Publikationen, welche 2014 anlässlich des Gedenkjahres zum Weltkriegsbeginn auf den Markt kamen, zweifellos heraus. Als erste jüngere kongruente Gesamtdarstellung in deutscher Sprache stehen zum einen die von der Entente durchgeführte Dardanellen-Expedition, zum anderen die Saloniki-Expedition und der daraus entspringende makedonische Kriegsschauplatz im Fokus. Dass dies längst überfällig ist, illustriert Richter, ausgewiesener Experte für griechische Neuere und Neueste Geschichte, in seiner Einleitung selbst, sind doch – so der Autor – in Deutschland, aber auch in Westeuropa, nur noch Reste vom Bewusstsein um die besagten Kriegsschauplätze an der südosteuropäischen Peripherie vorhanden. Während auch Gallipoli weitgehend außerhalb der deutschsprachigen Historiographie laufe, stelle insbesondere die „Makedonien-Front [...] offensichtlich kein Thema der Geschichtswissenschaft mehr“ dar (Bd. 2, S. 9). Die beiden Bände „Gallipoli 1915“ und „Makedonien 1915–1918“ sollen, so die Intention des Autors, diese Lücke füllen.

Nebenkriegsschauplätzen wohnt das inhärente Wesen inne, dass sie aus der Perspektive der Hauptkriegsparteien zwar keineswegs kriegsentscheidend wirken müssen, aber den Gesamtverlauf zumindest partiell zu beeinflussen vermögen. Aus der Perspektive der beteiligten Protagonisten sowie der ebendort eingesetzten Truppen stellen sie hingegen eine buchstäblich existenzielle Dimension dar. Dies zeigt sich an beiden von Richter untersuchten Kriegsschauplätzen; man denke

nur an die Wirkung des Abwehrsieges gegen die westlichen Großmächte auf die osmanische Armee und den noch heute herausragenden Stellenwert des Gedenkens der ANZAC-Truppen an Gallipoli in der neuseeländischen und der australischen Gesellschaft. Die Saloniki-Front wiederum stellte die Souveränität des bis 1917 neutralen Griechenland infrage, führte im Königreich innenpolitisch zu einer verhärmten Spaltung, dem so genannten „Ethnikos Dichasmos“ – einem ernsthaften nationalen Schisma. Darüber hinaus bot sie für die serbischen Truppen die Aussicht, an der Haustüre ihrer gänzlich von den Mittelmächten besetzten Heimat weiterzukämpfen, während es für den bulgarischen Part primär um die nationale Schlüsselidee, nämlich die Inkorporation großer Teile makedonischen Territoriums ging.

Es ist ein Gemenge an komplexen Entwicklungssträngen, an denen sich Richter abarbeitet. Dieser Umstand bedinge obendrein eine Darstellung in zwei Halbbänden, wobei der „zweite Band [...] damit weit politischer als der erste“ (Bd. 1, S. 11) ausgerichtet sei. Tatsächlich weisen die beiden Bände einige wesentliche, bedauerlicherweise aber auch qualitative Unterschiede auf. Der peniblen Beschreibung der operativen Abläufe auf dem Dardanellen-Kriegsschauplatz stellt Richter eine überblicksartige Einführung über die wesentlichen europäischen Entwicklungen mit „Türkeibezug“ – von den Bezeichnungen „Türkei“ und „Osmanisches Reich“ wird synonym Gebrauch gemacht – von 1875 bis 1914 voran. Die außenpolitische Hinwendung Konstantinopels zum Deutschen Reich wird in der Folge detailreich nachgezeichnet, wobei Richter die Rolle der deutschen Militärmission unter Liman von Sanders (S. 81) und die Dreadnoughts-Affäre relativiert. „Rückwärtsprojektionen und Wunschvorstellungen“ deutscher und britischer Historiker hätten den tatsächlichen Einfluss höher gewichtet, denn der Kriegseintritt sei eine Entscheidung Enver Pascha gewesen – und zwar „erst, als Enver der Meinung war, dass die Türkei kriegsbereit war“ (S. 84). Das Herzstück des ersten Bandes bildet schließlich die militärhistorische Nachzeichnung der maritimen und amphibischen Operationen der britischen (und französischen) Streitkräfte im Jahr 1915 an den Dardanellen. Besonders gelungen ist die Zusammenführung von diplomatischen, politischen und militärischen Entscheidungsprozessen mit der operationsgeschichtlichen Perspektive, sodass sich eine kompakte, faktenreiche Gesamtdarstellung der insgesamt in vier Phasen gegliederten Landungsschlachten ergibt. Dank fachlicher Beschlagenheit kann Richter seine Hauptthese, dass die Anlage der Dardanellen-Expedition als zunächst rein maritime Operation zum Scheitern verurteilt gewesen sei, schlüssig begründen. Das eigentliche Ziel, die Meerengen zu öffnen, sei danach kaum mehr realisierbar gewesen. Eine beeindruckende Anzahl an Zitaten machen die konkurrierenden militärpolitischen Standpunkte, die mangelnde Planung und Koordination sowie das sich abzeichnende Desaster, weil man „mit inadäquaten Mitteln“ (S. 179) glaubte weitermachen zu müssen, sichtbar. Einen weiteren Pluspunkt der Studie über Gallipoli 1915 stellt der Abriss über die Dardanellen-Kommission dar, deren insgesamt drei Berichte von 1916–1919 Aufschluss über den britischen Umgang mit der gescheiterten Kampagne geben. „Ursprünglich wollte man im Parlament mit den Schuldigen abrechnen, dann wurde aber aus politischen Gründen und Rücksichtnahmen die Kritik abgeschwächt.“ (S. 268) So gesehen hätte Winston Churchill, den Richter als Verantwortlichen sowohl für den „Kapitalfehler“ – die Konfiszierung der beiden von der osmanischen Regierung in Auftrag gegebenen Dreadnoughts – als auch für die fatalen Marineangriffe im Februar und März 1915 ausmacht, den Kopf aus der Schlinge ziehen können.

Der zweite Band, in dem das nächste großangelegte, gewissermaßen auf die Dardanellen-Operation folgende Engagement der Entente im Südosten im Zentrum steht, ist in seiner Konzeption

tatsächlich bei weitem weniger militärhistorisch als von Aspekten der Diplomatie- und Politikgeschichte geprägt. Hier schlägt sich Richters erschöpfende Expertise zur griechischen Geschichte nieder. Analog zum ersten Band beleuchtet Richter zunächst die allgemeine Ausgangssituation, wobei den politischen Entwicklungen der Balkanstaaten ab Ausbruch der Balkankriege bis 1914/15 Raum gewährt wird. Der Hauptfokus bleibt auch anschließend auf Griechenland, denn ebendort errichtete die Entente ihre Basis der Armée d'Orient, mit der sie den durch die Mittelmächte bedrängten serbischen Streitkräften zu Hilfe zu kommen gedachte. Penibel zeigt Richter auf, welche Überlegungen hinter der Entente-Landung im neutralen Griechenland standen, welche im Prinzip – so sein Resümee – „ein von der französischen Politik erzwungenes Unternehmen war, das nie eine Chance hatte.“ (S. 67) Ausgiebig widmet er anschließend drei Kapitel der alliierten Besetzung Makedoniens, dem oben schon erwähnten nationalen Schisma und der erzwungenen Abdankung des griechischen Königs Konstantin. Richter versteht es, die innenpolitischen Diskrepanzen und gegensätzlichen Interessen – auf Einzelpersonen heruntergebrochen zwischen Venizelos und Konstantin – nachvollziehbar herauszuarbeiten, und räumt nebenbei mit so manchem Mythos auf. Dem Monarchen könne man etwa keine verwandtschaftliche Präferenz einer Kriegspartei ankreiden, gegen den sich bis heute hartnäckig haltenden Vorwurf der Germanophilie habe sich der strikte Verfechter einer Neutralitätspolitik schon während des Krieges vergebens gewehrt. (S. 30, 74–75) Besagte Kapitel bilden den Kern des zweiten Bandes und stechen insgesamt durch ihre Informationsfülle heraus. So dient die innergriechische Situation als Ausgangspunkt; mit ihr werden nicht nur die militärischen Operationen am makedonischen Kriegsschauplatz, sondern auch die überaus konfliktreichen und komplexen griechisch-alliierten Beziehungen sowie deren für die strategischen und operativen Belange relevanten Friktionen verknüpft.

Auf der Strecke bleibt bei dieser Konzeption allerdings die gegnerische Seite. Hier hätten Einblicke in das ebenso konfliktreiche Lager der Mittelmächte doch den einen oder anderen gewinnbringenden Aspekt ergeben. Vergewärtigt man sich die von Richter herangezogene Literatur, so fällt auf, dass es insbesondere die deutsche und britische offizielle bis offiziöse Nachkriegsliteratur der zwanziger und dreißiger Jahre ist, auf die sich seine Ausführungen stützen. Insbesondere bei operationsgeschichtlichen Details ist dies unabdingbar, doch klammert besagte Literatur viele Aspekte und Facetten aus oder enthält gar sachliche Fehler. Dies schlägt sich auch in Richters Werk nieder. Unerwähnt sind einige Punkte, die die Etablierung der Saloniki-Front wesentlich beeinflussten: Zu nennen sind hier zum Beispiel das einseitige Herauslösen der k. u. k. Truppen aus der Heeresgruppe Mackensen durch Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, was aus der makedonischen Front eine rein deutsch-bulgarische Angelegenheit machte, oder etwa der Sinneswandel Falkenhayns, welcher ab Januar 1916 plötzlich nachdrücklich für eine Offensive gegen Saloniki plädierte. (S. 63–64)

Im Rahmen der Gesamtkriegführung rangierte der Südosten strategisch definitiv als Nebenkriegsschauplatz, doch hatte sich die Saloniki-Front zunächst als Provisorium beider Seiten etabliert, ihre generelle strategische Bedeutung vor allem im Bezug auf die Bündnispolitik beider Kriegsparteien ist dennoch nicht zu unterschätzen. Sie war der Garant, dass das territorial bereits saturierte Bulgarien kampfwillig im Bündnisverband der Mittelmächte verblieb. Analog kann dies für Serbien auf Seiten der Entente gelten. So bleibt auch eine der Kernfragen, in die sich Richter zu guter Letzt verstrickt, nämlich die Einordnung des militärischen Kollapses der makedonischen Front im September 1918, doch ohne befriedigende Antwort. Gleichwohl analysiert er richtigerweise, dass der bulgarische Zusammenbruch selbstredend jene apologetische Ausflucht bot, welche die

Verantwortlichen im deutschen Oberkommando zu gerne ergriffen. Dank den *ex post* zugeschriebenen Konsequenzen des bulgarischen Zusammenbruchs, so Richter, konnte vom eigenen Versagen an der Westfront abgelenkt werden; außerdem hätten anschließend auch alliierte Militärs dieselbe Argumentationslinie benutzt, um „ein verfehltes militärisches Unternehmen am Ende schönzureden, es im Nachhinein zu rechtfertigen.“ (S. 188) Richters Befund, dass der militärische Durchbruch in Makedonien gesamtstrategisch weitgehend unbedeutend gewesen sei, greift dann schlussendlich doch zu kurz. Der Zusammenbruch und die anschließende Kapitulation Bulgariens schafften sehr wohl irreversible Fakten, die eine beschleunigte Waffenstreckung der beiden noch übrigen deutschen Kriegsverbündeten nach sich zog. Nicht zuletzt deshalb ist der makedonische Kriegsschauplatz doch auch zeit seines Bestehens ein Abbild der Koalitionskriegführung und Bündnispolitik der Großmächte, die eben Richter im Fall der Mittelmächte kaum mehr als marginal streift. Wesentliche Protagonisten des Kriegsschauplatzes wie der bulgarische Generalstabschef Žekov sind mit nur einer kurzen Erwähnung an unbedeutender Stelle bedacht (S. 63) oder kommen wie Below gar nicht erst vor. Neuere Studien über die makedonische Front, die trotz des unbestreitbaren Forschungsrückstands bereits vor 2014 publiziert waren, hätten hier Abhilfe schaffen können. Doch fehlt in der Bibliographie jedweder Hinweis auf einen Gutteil der neueren Forschungsliteratur, und falls sie doch angeführt ist, wie etwa Richard Hall mit seiner 2010 veröffentlichten Monographie *Balkan Breakthrough*, finden ihre Thesen bedauerlicherweise kaum Eingang.

Summa summarum liegen mit Richters zweibändigem Werk *Der Krieg im Südosten* kompakte, sekundärquellenbasierte Darstellungen mit ostentativ ‚traditioneller‘ politik- und operationsgeschichtlicher Ausprägung vor. Als Handbücher über den Verlauf und die Hintergründe der Dardanellen- und Saloniki-Kampagnen im Ersten Weltkrieg bieten sie allemal eine hilfreiche Entwirrung all jener Entwicklungs- und Entscheidungsstränge, welche der Krieg im Südosten zeitigte. Kleine Wermutstropfen, so die mangelnde Einbindung neuerer Literatur und das zwar reichhaltige, aber oft in mangelnder Qualität gedruckte Bildmaterial, trüben hingegen den Gesamteindruck etwas.

BERNHARD BACHINGER

Graz

Rezensionsschwerpunkt: Südosteuropa

JGO 66, 2018/2, 349–351

Das Südosteuropa der Regionen

Hrsg. von Jens Oliver Schmitt und Michael Metzeltin

Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2015. 756 S., Ktn., Tab., Graph. = Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 858. ISBN: 978-3-7001-7726-5.

Oliver Jens Schmitt, Südosteuropahistoriker und wirkliches Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, und Michael Metzeltin, emeritierter Romanist, – beide lehren und forschen an der Universität Wien – haben einen 756 Seiten

umfassenden Sammelband herausgegeben, der die Geschichtsregion des südöstlichen Europa nicht wie vielfach üblich in Nationalstaaten, sondern in Regionen mittlerer Reichweite filetiert, die von ihrer Qualität her unterhalb der Ebene des Nationalstaats und oberhalb der lokalen Verwaltung angesiedelt sind. Die beiden Herausgeber wollen mit diesem Verfahren eine systematische alternative Perspektive auf die Geschichte des südöstlichen Europa werfen bzw. zur Diskussion stellen. Sie fragen sich, ob die Region „als geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschungskategorie flächendeckend gewinnbringend verwendet werden kann“. Es sollte nicht überraschen, dass ihr Befund positiv ausfällt, wenngleich auch nicht explizit genug. Darauf wird später noch zurückzukommen sein.

Die Herausgeber bemühen sich, in einem etwa 30-seitigen Einleitungsabschnitt ihr „Südosteuropa der Regionen“ bzw. die Region als Forschungskategorie theoretisch-räumlich und methodisch zu umsäumen. Sie versuchen, ihr Verständnis von historischen Regionen etwa von dem Gedanken der Planungsregionen der Europäischen Union abzuheben und stellen auf Seite 20 eine Art von Kriterienkatalog vor, der erfüllt werden muss, um ein Gebiet zu einer historischen Region werden zu lassen. Dazu zählen beispielsweise eine gewisse Ausdehnung, mehr oder weniger klar definierte Grenzen, eine spezifische Tradition der materiellen und geistigen Kultur oder ein externes und internes Bewusstsein darüber, dass sich eine bestimmte Region von anderen Regionen unterscheidet.

Schließlich sind es 16 Regionen geworden, die nach Auffassung der Herausgeber diese Kriterien erfüllen und somit Eingang in den Band gefunden haben. Er hätte sogar noch sieben weitere Regionen umfassen sollen, allerdings wurden die Herausgeber offensichtlich von den vorgesehenen Autoren und Autorinnen im Stich gelassen. Somit verfehlten sie das hehre Ziel einer wirklich flächendeckenden Erfassung und Beschreibung aller historisch bzw. gegenwärtig relevanten Regionen. Dieses Ziel wurde dennoch weitgehend erreicht, wenn man bedenkt, dass folgende Regionen in der Publikation repräsentiert sind: Slawonien-Syrmien, Dalmatien, die Herzegowina, der Sandžak von Novi Pazar, Kosovo, die Šumadija, die Vojvodina, Siebenbürgen, Bukowina, Moldau, Walachei, Bulgarien, Thrakien, Makedonien, Thessalien und Epiros. Die Beiträge wurden im Zeitraum zwischen 2008 und 2014 recherchiert und verfasst. Lediglich ein Beitrag, nämlich jener über den Kosovo (EVA ANNE FRANTZ), wurde von einer Autorin, alle anderen von Autoren geschrieben, unter denen sich etwa LUDWIG STEINDORFF (Slawonien und Syrmien), HANNES GRANDITS (Herzegowina), der leider viel zu früh verstorbene HOLM SUNDHAUSSEN (Šumadija), NENAD STEFANOV (Bulgarien), VEMUND AARBAKKE (Makedonien) oder OLIVER JENS SCHMITT (Epirus) befinden.

Die regionalgeschichtlichen Beiträge sind nicht entlang einem verbindlichen Raster verfasst worden und weisen auch unterschiedliche Länge auf, wobei vielfach ein Umfang von etwa 40 Seiten eingehalten wurde. Je nach bisherigem Forschungsstand und historischer und gegenwärtiger Bedeutung einer Region wurden auch die Darstellungsschwerpunkte gewählt; begriffsgeschichtliche Ausführungen, die sich auf die Regionsbezeichnungen beziehen, sind jedoch in jedem Beitrag in der einen oder anderen Form anzutreffen. Lediglich HOLM SUNDHAUSSEN versucht, über die einleitenden Ausführungen der Herausgeber hinaus methodische Impulse zu setzen, indem er „starke“ von „schwachen“ Regionen unterscheidet. Starke seien solche, die ein Gebiet von seinem Umland klar unterscheiden, schwache hingegen solche mit unscharfen Merkmalen. Demnach falle die Šumadija in die Kategorie der schwachen Regionen. Der Autor lässt daher seinen Beitrag mit dem lapidaren Satz beginnen: „Die Šumadija in Zentral-Serbien ist eine Landschaft.“

In den meisten anderen Beiträgen sind Differenzierungen von ähnlicher Klarheit nicht anzufinden. Insgesamt bieten sie jedoch zweifellos Anregungen und Anlass weiterzudenken. Wie bereits oben erwähnt, wollen die Herausgeber der zentralen Frage nachgehen, „ob ‚Region‘ für Südosteuropa als geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschungskategorie flächendeckend gewinnbringend verwendet werden kann“. Nach dem Lesen der Beiträge habe ich mich unwillkürlich gefragt, was die regionalen Darstellungen an kulturwissenschaftlichem Erkenntniszugewinn tatsächlich bieten. In der Tat wenig – aus dem einfachen Grund, weil die regionalen Rahmen primär mit Ereignisgeschichte chronologisch aufgefüllt werden und *per se* keine kulturwissenschaftlichen Fragestellungen aufwerfen und verfolgen. Dies wiederum ist nicht verwunderlich, da die Autoren und die Autorin großteils kein kulturwissenschaftliches Profil aufweisen. Die Herausgeber ziehen auch keine Konklusionen aus den Beiträgen; sie lassen also ihre zentrale Fragestellung explizit unbeantwortet. Als Leserinnen und Leser müssen wir daher also unsere eigenen Schlussfolgerungen ziehen. Meine bezweifeln das kulturwissenschaftliche Potenzial des zu besprechenden Bandes stark. Der allgemeinere geschichtswissenschaftliche Mehrwert des Bandes liegt woanders, als die Herausgeber vermuten, nämlich in der einigermaßen flächendeckenden Zusammenführung von Regionalgeschichten in einem Band, was zweifellos eine bemerkenswerte Leistung und für den Leser und die Leserin einen höchst willkommenen Service darstellt.

Die Herausgeber kündigen ein „regionalgeschichtliches Lesebuch“ an. Mit der Charakterisierung als Lesebuch stellen sie meiner Auffassung nach ihr Licht unter den Scheffel. Unter einem leicht zugänglichen Lesebuch stellt man sich etwas anderes als stark ereignisgeschichtlich angereicherte und wissenschaftslastige Beitragstexte vor. Die Bezeichnung „Handbuch“ wäre wesentlich zutreffender. Ich kann mir kaum eine Leserin oder einen Leser vorstellen, der den Band von Anfang bis zum Ende liest; ich kann mir jedoch wesentlich leichter eine solche oder einen solchen vorstellen, die oder der zu dem Band greift, weil er oder sie sich gezielt über eine historische Region des südöstlichen Europa informieren möchte.

KARL KASER

Graz

JGO 66, 2018/2, 351–353

Konrad Petrovsky

Geschichte schreiben im osmanischen Südosteuropa. Eine Kulturgeschichte orthodoxer Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts

Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. X, 272 S. ISBN: 978-3-447-10119-6.

Bei der hier zu besprechenden Publikation handelt es sich um die Promotionsarbeit Konrad Petrovskys, die schon beim ersten Querlesen die breit angelegten philologischen Kenntnisse ihres Autors offenbart. Griechische und rumänische Texte, solche in südslawischen Idiomen, dazu noch Kirchenslawisches der verschiedenen Redaktionen – alles was im Osmanischen Reich des 16. und 17. Jahrhunderts durch Autoren orthodoxer Konfession verfasst oder hergestellt wurde, dient als

Basis für Petrovsky's Analysen. Lobenswert ist außerdem, dass er nicht nur gedruckte Werke berücksichtigt, sondern auch Manuskripte, von denen viele bislang von der Forschung nicht beachtet wurden. Hinzu tritt noch eine profunde Kenntnis der einschlägigen Sekundärliteratur; auch diese ist natürlich in einem bunten Strauß verschiedener Sprachen präsent.

Die Arbeit gliedert sich in sieben Kapitel, zu denen noch eine umfangliche Bibliographie sowie ein Personen- und Ortsregister treten. Ein besonderes Verdienst Petrovsky's ist der durchgehende Blick auf den Balkanraum als Ganzes. Zwar stehen immer wieder einzelne Gegenden, herausragende Autoren oder bestimmte Klöster im Fokus seiner Aufmerksamkeit wie in Unterkapitel VI.3 zur moldauischen Chronistik des 17. Jahrhunderts (S. 208–225), doch folgt er hierbei den regionalen Strömungen kultureller Phänomene, die er für das osmanische Südosteuropa insgesamt für zutreffend hält. Durch den Blick auf den Balkanraum in seiner Gesamtheit erliegt er nicht der Gefahr, einzelne nationale Geschichten zu schreiben, und verwahrt sich damit dem bis heute in der Region vorherrschenden (jeweils) nationalen Blick, dem allzu oft die Gemeinsamkeiten zugunsten einer nationalen Meistererzählung zum Opfer fallen.

Die ersten beiden Kapitel der Arbeit, eine Einleitung mit Problemstellung und Diskussion der vom Autor getroffenen Materialauswahl (S. 1–16) sowie die Darstellung der sozial- und kulturgeschichtlichen Entwicklungslinien im osmanischen südosteuropäischen Kommunikationsraum (S. 17–30), bereiten das Terrain der Studie vor. Außerordentlich informativ ist das dritte Kapitel zur *Zirkulation von Wissen: Kommunikationswege und Informationsverarbeitung* (S. 31–67). Hier kann Petrovsky die gesamtbalcanische Verflechtung vor allem der Klöster zeigen. Außerdem wendet er sich deutlich gegen die Dämonisierung des Osmanischen Reiches als einer der christlichen Kultur feindlich gegenüberstehenden Macht. So bestreitet Petrovsky den oftmals beklagten „Niedergang der Schriftkultur“ (S. 53) und kann anhand von Statistiken auf der Basis serbokroatischer und bulgarischer Handschrifteninventare belegen, dass seit dem 14. Jahrhundert allein schon quantitativ die schriftliche Produktion, wenn teils auch nur langsam, kontinuierlich zugenommen hat (S. 54). Inhaltlich freilich stehen diese Schriften zumeist nur der liturgischen bzw. theologischen Sphäre zur Verfügung; Petrovsky schätzt anhand der von ihm ausgewerteten Inventare, dass nur etwa 5 % der verzeichneten Handschriften medizinischer, kirchenrechtlicher oder literarischer Natur waren (S. 55). Dennoch zeige sich hier, dass das oft gezeichnete Bild einer langsam verkommenden Schriftlichkeit keinesfalls der Realität entspricht. Da sowohl der Bildungserwerb als auch die Tradierung von Wissen eng mit der Welt der Klöster verbunden war, kann der Befund des deutlichen theologischen Übergewichts nicht wirklich überraschen. Im weiteren Verlauf des Kapitels zeigt der Autor auch überzeugend, dass dem Buchdruck in Südosteuropa bei der Entwicklung der Geschichtsschreibung nur marginale Bedeutung zukommt – erst im 18. Jahrhundert erscheinen die ersten Geschichtswerke, die auch in Südosteuropa selber verfasst und gedruckt wurden (S. 65–67). Die zuvor gedruckten Bücher gehörten, mit nur wenigen Ausnahmen, in den Bereich des religiösen Schrifttums.

Hervorzuheben ist auch das vierte Kapitel zum *Handwerk der Geschichtsschreibung zwischen gesprochenem, geschriebenem und gedrucktem Wort* (S. 68–101), das unter anderem der Frage nach der vergleichsweise geringen Schriftlichkeit in Südosteuropa in der frühen Neuzeit nachgeht (S. 70–73). Bei der Beantwortung dieser Frage greift Petrovsky auf die „Vernichtungsthese“ von Patrick Geary zurück und postuliert, dass nicht nur eine sehr kleine Zahl von wirklich Schriftkundigen anzunehmen sei, sondern auch von „einer selektiven Archivpolitik der Klöster“ (S. 72) ausgegangen werden

muss – was als aufbewahrendwert eingestuft wurde, mag in der frühen Neuzeit anders beurteilt worden sein und führte zur Skartierung von schriftlichem Material, das nach heutigen Maßstäben unbedingt erhaltenswert gewesen wäre. Generell anregend sind die Betrachtungen zur Frage von Diglossie und Mehrsprachigkeit (S. 86–89), mit denen Petrovsky die langsame Entwicklung der südosteuropäischen Sprachen hin zu ausgebauten nationalen Schriftsprachen erklärt. Wer über zwei kunstvoll eingesetzte Sprachen (Griechisch und Kirchenslawisch) verfügt, um stets dieselben konservativen Inhalte zu tradieren, der muss nicht zwangsläufig im Bereich der Sprache neuern.

Auf einen wichtigen Aspekt dieser Arbeit soll noch verwiesen werden – auf den der Einbeziehung des Osmanischen Reiches und seiner eigenen historiographischen Traditionen in die Analyse. Der zwar nur als möglich bezeichnete, doch von Petrovsky hier für durchaus möglich gehaltene islamisch-orthodoxe Transfer (S. 157–163) wird anhand einer 1673 in einem moldauischen Kloster verfassten Sultanschronik dargestellt, die ihrerseits auf eine griechische Vorlage zurückgeht, welche wiederum auf osmanisch-türkischen Quellen und Vorlagen beruht. Diese Chronik ist geradezu ein Paradebeispiel für die Thematik, der sich Petrovsky im gesamten Buch annimmt; die Kulturgeschichte der orthodoxen Historiographie kommt immer wieder, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, als eine gesamtbalcanische, über ethnische wie religiöse Trennlinien hinwegschreitende Kulturgeschichte daher.

Die quellenkritisch akribisch vorgehende und methodisch überzeugende Arbeit ist der sperrigen Materie zum Trotz angenehm lesbar geschrieben und sorgfältig redigiert worden. Einer der wenigen Schnitzer, der allerdings hervorragend zum Thema passt, möge vermeldet werden dürfen – einmal ist tatsächlich vom „Kirchenslawischen“ (S. 94) zu lesen.

PETER MARIO KREUTER
Regensburg

JGO 66, 2018/2, 353–355

Heiner Grunert

Glauben im Hinterland. Die Serbisch-Orthodoxen in der habsburgischen Herzegowina 1878–1918

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016. 588 S., 9 Abb., 2 Tab., 1 Kte. = Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit, 8. ISBN: 978-3-525-31029-8.

Die vorliegende Dissertation, in München bei Marie-Janine Calic angefertigt, befasst sich mit der Lage der serbischen, orthodoxen Bevölkerung und ihrer Kirche in der Herzegowina während der österreichischen Herrschaft, also von der Okkupation Bosniens und der Herzegowina 1878 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Diese Periode ist deswegen von so großer Bedeutung, weil die österreichische Verwaltung eine aktive Religionspolitik betrieb, die sowohl der Konfessionalisierung (im Sinne einer größeren Kohärenz der Religionsgemeinschaften nach innen wie einer deutlichen Abgrenzung nach außen) Vorschub leistete als auch eine Modernisierung der orthodoxen Kir-

che bewirkte. Die Herzegowina ist als die rückständigste Region des Okkupations- (und später Annexions-)gebietes von besonderem Interesse.

Der Verfasser gliedert seine Arbeit in drei große Teile und einen Epilog. Dem ersten Teil geht eine ausführliche (länger als der erste Teil!) *Einleitung* voraus, die die Forschungsfrage, den Forschungsstand, Begriffe und die Vorgehensweise erläutert. Der erste Teil der Arbeit, *Historische Rahmungen – Glauben, Kirche, Herrschaft und Raum*, erläutert die Bedingungen, unter denen die Orthodoxen in der Herzegowina zu Beginn der österreichischen Herrschaft lebten, und die geschichtlichen Entwicklungen, in denen diese Bedingungen entstanden waren. Diese Ausführungen fallen inhaltlich eigentlich ebenfalls unter das, was man unter einer Einleitung versteht, und hätten gut mit den vorhergehenden zusammengefasst werden können.

Der nächste, ausführliche Hauptteil *Religiöser Alltag* beschäftigt sich mit der praktizierten Religiosität der orthodoxen Bevölkerung der Herzegowina. Aufgrund ausführlicher Quellenstudien stellt der Verfasser überzeugend heraus, wie wenig das religiöse Leben verkirchlicht war. Anhand der Bereiche *Religiöse Feiern*, *Soziale Bindungen und ihre religiösen Normen* und *Die religiöse Grenze* wird gezeigt, was im Leben der Orthodoxen religiös konnotiert war: fast alle Bereiche; aber das wurde eben nur kaum in kirchlich vorgesehenen Formen realisiert. Die auf die Familie bezogenen Feste, die mit Kirchen und Klöstern verbundenen und die Feste des Jahreskreises wurden in der Regel ohne Priester und häufig nicht in einer Kirche gefeiert. Dafür gab es konkrete praktische Gründe wie die große Entfernung zur nächsten Kirche, aber auch solche, die in der Tradition lagen und die auf das Überleben vorchristlicher Kulte und Gebräuche zurückzuführen waren.

Neben der Herkunftsfamilie gab es Bindungen, die durch Ehe, Verbrüderung oder „*kumstvo*“ (Patenschaft, Trauzeugenschaft) geschaffen wurden. Auch diese Verbindungen waren religiös aufgeladen, ohne jedoch kirchlichen Normen unterworfen zu sein. Trauungen fanden in der Regel in Privathäusern ohne Beteiligung eines Priesters statt. Den Phänomenen der gemischten Ehen und der (häufig mit einer solchen Eheschließung verbundenen) Glaubensübertritte wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Mit den „religiösen Grenzen“ meint der Verfasser die Berührungspunkte der orthodoxen Bevölkerung mit Muslimen und Katholiken. Hier geht es vor allem um Auseinandersetzungen um religiöse Orte (Kirchenruinen, Friedhöfe u. a.).

Der dritte Teil der Arbeit untersucht die Ebene der organisierten Kirche unter dem Titel *Religiöse Organisation und religiöse Experten*. Auch dieses Kapitel ist in drei Abschnitte gegliedert, deren erster den Bischof und die Diözesanleitung behandelt, der zweite die Gemeinden und der dritte die Gemeindepriester. Auf allen diesen Ebenen hatten die österreichischen Maßnahmen erhebliche Konsequenzen. Bei den Bischöfen bewirkte vor allem die Einführung von Verwaltungsstrukturen eine Modernisierung, auch wenn sich dieser Prozess lange hinzog; schließlich gab und gibt es in der Herzegowina nur das eine Bistum Mostar. Die Gemeinden unterschieden sich hinsichtlich ihrer Lage in der (Klein-)Stadt oder im Dorf erheblich. Ein Verbundenheitsgefühl wurde vor allem auf dem Land weniger durch die Kirchengemeinde als durch andere Beziehungen vermittelt. Wo Kirchenvorstände (Gemeinderäte) gegründet wurden, hatten diese eine hohe Autonomie gegenüber den Klerikern. Für letztere bedeuteten die Jahre unter den Habsburgern massive Veränderungen: Eine verbesserte Ausbildung und die Einbindung in Strukturen bewirkten eine Professionalisierung der Priester, sodass deren Tätigkeitsfeld auf den religiösen Bereich konzentriert, ihre soziale Bedeutung in der Gemeinde jedoch reduziert wurde.

Ein Epilog behandelt die Zeit von den Balkankriegen bis zum Ende der österreichischen Herrschaft, die tatsächlich als ein Abklang betrachtet werden kann. Der orthodoxen Bevölkerung wurde seitens der Behörden mit erheblichem Misstrauen begegnet, was zusammen mit den Kriegsbedingungen ein normales kirchliches Leben unmöglich machte. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse, Verzeichnisse (Abbildungen, Tabellen, Abkürzungen, Quellen, Literatur) und Register (Namen, Orte, Sachen) beschließen die Arbeit.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine sorgfältig gearbeitete und recherchierte Studie. Dem Verfasser ist es gelungen, durch viele interessante Fallbeispiele aufzuzeigen, welche Folgen die österreichische Politik für die orthodoxe Kirche in der Herzegowina hatte. Besonders eindrucksvoll ist, wie die Lage der Kirche in der untersuchten Zeit beschrieben wird, der niedrige Bildungsstand vieler Priester, die religiösen Praktiken der Gläubigen und die Auseinandersetzungen mit den staatlichen Behörden und mit den anderen Glaubensgemeinschaften. Die konzisen Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Abschnitte machen das Buch gut lesbar.

In formaler Hinsicht müssen jedoch auch einige kritische Bemerkungen gemacht werden. Die kirchliche und theologische Terminologie ist oft ungenau oder schlicht falsch (so etwa die Aussage von der „Hierarchie der drei Naturen Gottes“, S. 42). Häufig werden katholische Begriffe verwendet, die für die Orthodoxie unzutreffend sind („Messe“, „Hostie“, „Oblate“, „Kaplan“). Einige serbische Begriffe werden missverstanden (die Auszeichnungen „*crveni* [nicht *crkveni*!] *pojas*“ und „*naprsni krst*“, S. 304, Anm. 150, sind als „roter Gürtel“ und „Brustkreuz“ zu übersetzen). Zudem hätte der Band ein besseres Lektorat verdient; viele Rechtschreib- und vor allem Kommafehler sind stehengeblieben. Eine sachliche Ungenauigkeit: Die serbische orthodoxe Kirche in Ungarn war kein Patriarchat, sondern eine Metropole – lediglich das Oberhaupt trug den Titel „Patriarch“ *ad personam*.

Doch handelt es sich ungeachtet dieser Punkte um eine Studie, die man mit großem Gewinn zur Hand nimmt. Neben den großen Linien, entlang denen sich individuelle und soziale Frömmigkeit sowie institutionalisierte Kirche entwickelten, sind es vor allem die detaillierten Einzelstudien, die beeindrucken und die einen erheblichen Beitrag zum besseren Verständnis der Kirchen- und Religionsgeschichte der Region darstellen.

THOMAS BREMER
Münster

JGO 66, 2018/2, 356–359

Heinz A. Richter

Geschichte Griechenlands im 20. Jahrhundert. Bd. 1: 1900–1939

Ruhpolding, Mainz: Rutzen, 2015. 355 S., 3 Ktn., Tab. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 67/1.

ISBN: 978-3-447-10396-1.

Heinz A. Richter

Geschichte Griechenlands im 20. Jahrhundert. Bd. 2: 1939–2004

Ruhpolding, Mainz: Rutzen, 2015. 476 S., 8 Ktn., Tab. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 67/2.

ISBN: 978-3-447-10398-5.

Der Historiker und emeritierte Professor der Universität Mannheim, Heinz A. Richter (geb. 1940) gehört zu den an den Fingern einer Hand abzählbaren deutschen Forschern, die sich intensiv mit der neueren griechischen Geschichte, und zwar in einer Zeitspanne von vier Jahrzehnten, beschäftigt haben. Der Ausgangspunkt für Richters quantitativ umfangreiches Forschungswerk, das heute auf mehr als 50 Titel zu beziffern ist, stellt seine am Anfang der siebziger Jahre abgeschlossene Dissertation über die deutsche Besatzung Griechenlands (1941–1944) und den mit ihr in engem Zusammenhang stehenden Bürgerkrieg (1946–1949) dar. Der Titel des 1973 daraus hervorgegangenen Buches lautete *Griechenland zwischen Revolution und Konterrevolution 1936–1946*, was die Absicht des Verfassers verrät, den ganzen Zeitraum von der Metaxas-Diktatur (1936–1941) über den Krieg und die darauffolgende Okkupation (1940–1944) bis zum Anfang des Bürgerkriegs (1946) in Griechenland in einem zeitlichen und kausalen Zusammenhang zu analysieren. Dieser erweiterte Blick eines sich als Pionier profilierenden ausländischen Historikers auf die Kriegsgeschichte einer bis dahin *terra incognita* der europäischen Landkarte, die zu jener Zeit (1973) noch immer unter der Obristendiktatur litt, wurde stark von den damals noch geltenden Haupttendenzen der griechischen Geschichtsschreibung geleitet; einerseits, dass die Ursprünge des griechischen „Unglücks“ (*Kakodämonie*) der vierziger Jahre, das zum Militärputsch von 1967 geführt hatte, bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zurückzuverfolgen sei, und andererseits, dass bei jeder relevanten historischen Abhandlung dem vergleichsweise großen Einfluss der bei politischen Angelegenheiten Griechenlands entscheidungsberechtigten Schutzmächte, allen voran Großbritanniens und später der USA, zentrale Aufmerksamkeit zukommen muss.

Die vorliegende zweibändige Gesamtdarstellung der politisch-diplomatischen Geschichte Griechenlands von 1900 bis 2004 wird vom Verfasser selbst als eine „völlig überarbeitete Auflage“ des früheren Titels *Griechenland im 20. Jahrhundert* bezeichnet, der 1990 erschien. Richter behauptet, die ursprüngliche Studie habe in weiten Teilen korrigiert oder durch neuere Erkenntnisse ergänzt werden müssen, und zwar hauptsächlich die Kapitel über den Ersten Weltkrieg und die daraus entstandene „Nationale Spaltung“ (*Ethnikos Dichasmos*), also die dauerhafte, bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzung zwischen den Liberalen und den Royalisten. Hier lässt sich ein erster Schwachpunkt erkennen. Die Beschäftigung mit dem Kriegsjahrzehnt von 1912–1922 bildet quantitativ den Schwerpunkt des ersten Bandes bzw. des Gesamtwerkes, während andere wichtige Peri-

oden wie die Zwischenkriegszeit (1923–1936) deutlich knapper behandelt werden. Darüber hinaus werden den 40 Jahren seit der Wiederherstellung der parlamentarischen Demokratie von 1974 (*Metapolitefsi*) keine 20 Seiten gewidmet. Es ist weiter bemerkenswert, dass die vier Jahre währende Okkupation Griechenlands durch die Achsenmächte (1941–1944) auf weniger Seiten abgehandelt wird (Bd. 2, S. 148–205) als der griechisch-italienische Krieg von 1940/41 und der diplomatische Hintergrund der deutschen Invasion in Griechenland (Bd. 2, S. 13–148), d.h. Geschehnisse aus einem Zeitraum von gerade einmal 6 Monaten.

Dieses Ungleichgewicht hat eher mit methodologischen bzw. konzeptionellen Schwächen zu tun als mit dem Vorhandensein von Quellen oder deren Zugänglichkeit, woran das Werk auch insgesamt leidet. Es kann zunächst kritisiert werden, dass der Verfasser anstelle der früheren ausgewogenen Darstellung (1990) nun die explizite Absicht verfolgt, seine ursprüngliche günstige Beurteilung von Venizelos zu revidieren und stattdessen die Politik des von der etablierten Historiographie Griechenlands gering geachteten Königs Konstantin positiv zu bewerten. Diese klar revisionistische Position lässt sich von einer selbstkritischen Sichtweise leiten, der zufolge „vieles, was ich vor 25 Jahren im Kapitel über den Ersten Weltkrieg für richtig gehalten habe, falsch war. Ich war damals – wie die meisten anderen Autoren auch – der immer noch von der französischen Propaganda geprägten Sicht der Ereignisse auf den Leim gegangen [...], denn alle sind von der Giftküche der Propaganda der Alliierten beeinflusst.“ (Bd. 1, S. 11–12) Die „neue Quellenlage“, auf die sich die Umdeutung des etablierten Geschichtsbilds stützt, ist schmal und selektiv benutzt. Es wird lediglich auf drei Autoren verwiesen, die als Royalisten abqualifiziert und folgerichtig von der Forschung vernachlässigt waren, nämlich zwei englischsprachige Kriegskorrespondenten (George Frederick Abbott, Paxton Hibben) und ein griechischer Diplomat (P. S. S. Cosmetatos), die während des Ersten Weltkrieges den Entente-Interventionen in Griechenland kritisch gegenüberstanden. Es ist allerdings fraglich, inwieweit drei Bücher, die in erster Linie der Selbstdarstellung der Verfasser dienen sollten, neue Interpretationen anstoßen können. Zum anderen stellt sich die Frage nach dem Urteilsvermögen eines Historikers, der seine ursprüngliche Bewertung zentraler Personen und Ereignisse auf der Grundlage von wenigen Quellen, deren Verfasser er kurzerhand zu einsichtigen Zeitgenossen erklärt, so einfach ins Gegenteil verkehrt.

Die hier erkennbare Neigung zur Monokausalität führt direkt auf die Konzeption des Buches zurück. Heinz Richter bleibt auch in diesem Buch auf eine traditionelle „Geschichte von oben“ fixiert, die aus einer Reihenfolge von Kriegen, Wahlen, Diplomaten, Intrigen, internationalen Abkommen und Staatsstreichen besteht und scheinbar von dem sog. Primat der „großen Männer“ geprägt ist. In der gesamten Darstellung, die sich einwandfrei in die ziemlich veraltete Tradition der Nationalstaatgeschichte einreihen lässt, werden Kernthemen wie die Alltags- und Sozialgeschichte, die Wirtschaft, die gesellschaftliche Entwicklung oder die Auswanderung entweder völlig vernachlässigt oder auf Nebenaspekte reduziert. Komplexe Zusammenhänge, die sich über den gesamten Untersuchungszeitraum erstrecken, werden durch die Heranziehung simplifizierender Erklärungsmuster ausgeblendet. Richters berühmte und in seinen anderen Veröffentlichungen mehrfach vertretene These, dass das moderne Griechenland nur vor dem Hintergrund eines gesamtgesellschaftlich dominierenden Klientelismus zu verstehen sei, wird auch in diesem Buch aufrechterhalten. Dieses beginnt mit einem eher essentialistischen Bild der Griechen, das mit *Die politische Kultur Griechenlands* überschrieben ist und einen orientalistischen Blick des Autors auf Griechenland erkennen lässt. Hierbei werden die Griechen als einheitliche, ahistorische Gemein-

schaft mit festen Eigenschaften bzw. Gegensätzen wahrgenommen: Freude an der Demagogie und Verleumdung, extremer Fraktionalismus, Geschlossenheit nach außen, Hass gegenüber Despotie, extreme Freiheitsliebe, Unfähigkeit zur Errichtung einer demokratischen Regierungsform, konspiratorische Verschlagenheit, Liebe zu Intrigen, schnelles Ermüden usw. (Bd. 1, S. 15–22). Solche Verallgemeinerungen, die mehr zur Geschichtsyrik als zur Geschichtsschreibung gehören, sind stark mit gegenwartsbezogenen Vorurteilen verbunden wie beispielsweise die als Fazit gemeinten, aber deplatzierten Bemerkungen über die Ursprünge der Schuldenkrise in Griechenland (Bd. 2, S. 454–457).

Das zweite schon beim Durchblättern erkennbare Defizit ist die meistens unkritische Benutzung der Quellen. Herangezogen werden zum größten Teil Erinnerungen englisch-, französisch- oder deutschsprachiger Politiker bzw. Militärs, derer Argumente nicht deutlich als Zeitzeugnisse kontextualisiert, sondern für bare Münzen genommen werden. Eine Ausnahme in diesem Zusammenhang stellt die Darstellung des griechischen Bürgerkriegs (1946–1949), des Spezialgebietes des Verfassers, dar, der einer ausgewogeneren bzw. besser dokumentierten Analyse unterzogen wird, indem auf die Unstimmigkeiten der antikommunistischen Propaganda aufmerksam gemacht wird. Dabei wird die britische Interventionspolitik zurecht als bedeutender Faktor für die Radikalisierung der innergriechischen Spaltung angeführt.

Äußerst problematisch ist Behandlung der Okkupationszeit, die seit mehreren Jahren Streitthema der griechischen Geschichtsschreibung ist. Das Kapitel über die Eroberung Kretas durch deutsche Fallschirmjäger im Mai 1941, mit der die Besetzung Griechenlands bzw. des Balkanraums abgeschlossen wurde, gibt Anlass zu einer Umdeutung der Kriegsereignisse. Trotz der umfangreichen Beschreibung der Kampfhandlungen werden die ersten Vergeltungsmaßnahmen der Wehrmacht gegen die Inselbevölkerung (Massenerschießungen, Niederbrennen von Dörfern), die für die späteren, rigorosen Repressalien in ganz Griechenland als Blaupause dienten, entweder gar nicht thematisiert oder aber in nur wenigen Zeilen abgehandelt und exkulpiert. Die Schuld an den Völkerrechtsverletzungen auf Kreta liegt laut dem Verfasser ausschließlich bei den kretischen Irregulären, weil sie diejenigen waren, die „von Kriegsregeln noch nie etwas gehört hatten“ (Bd. 2, S. 146). Diese grob vereinfachende Rechtfertigung von Repressalien als Reaktionen auf vorausgegangene Akte von Partisanentätigkeit wird durch eine minutiös-penible Auflistung entsprechender Ereignisse während der Okkupationszeit ergänzt (Bd. 2, S. 204), die sich ständig glaubt gegen die Sicht wehren zu müssen, „da die deutsche Seite einen Angriffskrieg geführt hatte, waren alle Mittel zur Gegenwehr gerechtfertigt, auch wenn sie gegen das bestehende Kriegsrecht verstießen“ (Bd. 2, S. 204). Relativierend ist auch die anschließende Behauptung, fast alle Kommandeure in Griechenland, darunter die Befehlshaber Felmy und Speidel, und der Korpskommandeur Lanz seien „gemäßigt“ gewesen, weshalb sie die Repressalienpraxis „als unsoldatisch ablehnten“ (Bd. 2, S. 205). Solche Behauptungen, die dem Zweck dienen sollen, mit vermeintlichen „Mythen aufzuräumen“, sich dabei aber auf keine Dokumente stützen, grenzen klar an revisionistische Tendenzen, die die ganze wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit und die dabei entstandene umfangreiche Literatur völlig zu ignorieren scheinen.

Das Hauptverdienst des Buches ist es, die neueste griechische Geschichte in den Kontext der europäischen Machtkonstellationen übertragen zu haben. Als ein überdetailliertes und vielfach in der Form einer Chronik verfasstes Buch kann *Die Geschichte Griechenlands im 20. Jahrhundert* als Grundlage für weitere Diskussionen wie auch für verschiedene faktische und methodologische

Problemstellungen dienen. Wegen eines teilweise oberflächlichen Blicks auf die Entwicklung des politischen Lebens in Griechenland, in dem einige Persönlichkeiten auf manichäische Weise zu Lichtgestalten bzw. zu bösen Figuren stilisiert werden, muss der Leser selbst die mittlerweile umfangreich gewordene kritisch-historische Literatur einbeziehen bzw. die Aspekte einer „Geschichte von unten“ einflechten.

IASON CHANDRINOS
Regensburg

JGO 66, 2018/2, 359–361

Kateřina Králová

Das Vermächtnis der Besatzung. Deutsch-griechische Beziehungen seit 1940

Aus dem Griechischen übersetzt von Odysseas Antoniadis / Andrea Schellinger

Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2016. 283 S., 8 Abb. = Griechenland in Europa. Kultur – Geschichte – Literatur, 2. ISBN: 978-3-412-50362-8.

Ursprünglich war diese Studie die Dissertation der Verfasserin. 2010 wurde sie in tschechischer Sprache und 2013 in griechischer veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung ist zugleich eine überarbeitete Version. Die Studie befasst sich mit den deutsch-griechischen Beziehungen zwischen der Besetzung des Landes 1941 bis in die jüngste Zeit.

Die Besatzungszeit wird im 1. Kapitel abgehandelt. Kapitel 2 beschreibt die Nachkriegszeit, also den Bürgerkrieg, die juristische Aufarbeitung der Besatzungszeit und die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik. Kapitel 3 ist der ausführlichen Darstellung der juristischen Aufarbeitung der gewaltsamen Vergangenheit in Griechenland und Deutschland gewidmet; diese fand in letzterem kaum statt. Die Themen des 4. Kapitels sind die Reparationen und die Entschädigung von NS-Opfern. Kapitel 5 schließlich befasst sich mit dem Sonderfall Distomon.

Die Autorin hat die vorhandene Literatur zu diesem Themenbereich weitgehend eingearbeitet, sogar die deutsche, von der die Herausgeberin der Reihe, in der das Buch erschienen ist, in der Einleitung behauptet, dass es sie in Deutschland gar nicht gebe. Das Resultat ist eine Zusammenfassung der internationalen Griechenland-Forschung zu diesem Thema. Das Buch ist quasi eine Bestandsaufnahme der Forschung. Dennoch gibt es einige Stellen, wo kritische Anmerkungen notwendig erscheinen.

Das erste wichtige Ereignis der Besatzungszeit in Griechenland ist die Hungersnot im Winter 1941/42. Die Autorin bezweifelt zurecht, dass die Zahl der Hungertoten 500.000 betragen habe; diese Zahl stammt aus einer BBC-Propagandasendung aus dem Jahr 1942. Aber sie hält an der Zahl von 300.000 fest, die ebenfalls völlig übertrieben ist. Aus der Veröffentlichung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz über die Versorgungslage Griechenlands im Zweiten Weltkrieg aus dem Jahr 1949, die der Autorin anscheinend unbekannt ist, gehen die korrekten Zahlen hervor. Sie lauten für Attika 30.000, was immer noch schrecklich genug ist. Aber die Zahl von 300.000 hat sich seit Jahren als „historische Wahrheit“ festgesetzt.

Die Autorin erwähnt zwar die britische Seeblockade, erkennt aber nicht, dass sie die eigentliche Ursache für die Hungersnot war, denn Griechenland hatte nie genügend Brotgetreide produziert und immer riesige Mengen davon importieren müssen. Schon im Ersten Weltkrieg hatte die Blockade zu einer schlimmen Hungersnot geführt. In London wusste man das, aber man wollte die hungernde Bevölkerung zum Widerstand gegen die Besatzer provozieren. Als dieser dann begann, war man bereit, die Blockade zu lockern. Eigentlich hätte die Hauptbesatzungsmacht Italien das Brotgetreide liefern müssen, aber in Rom konnte und wollte man das nicht. In den von den Deutschen besetzten Gebieten gab es zwar erhebliche Knappheiten, aber keine Hungersnot.

In einem späteren Unterkapitel beschreibt die Autorin die Aktivitäten des Sonderbeauftragten Neubacher. Leider lehnt sie sich dabei an die Darstellung Mazowers an und übersieht wie jener die sogenannte „Goldaktion“. Eines der zentralen Probleme Griechenlands war die Inflation, die schon vor dem Krieg begonnen hatte und in der Besatzungszeit zu einer galoppierenden geworden war. Schon 1943 drohte die Drachme ihren Geldcharakter zu verlieren. Der „Sonderbeauftragte des Reiches für wirtschaftliche und finanzielle Fragen in Griechenland“ Hermann Neubacher besorgte sich bei der Reichsbank 1 Mio. Goldstücke (2/3 französische und 1/3 englische) und spekulierte an der Athener Börse gegen die Drachme, die dadurch bis zum deutschen Abzug ihren Geldcharakter behielt. Einen Monat später war die Abwertung in vollem Gang: aus 25 Mio. Drachmen wurde 1.

Die Autorin kennt zwar das Standardwerk von H. F. Meyer zum Massaker von Kalavryta, aber in ihrer Darstellung übersieht sie die grundlegende Problematik, dass die 78 deutschen Soldaten seit zwei Monaten Kriegsgefangene der ELAS waren. Während dieser Zeit gab es Verhandlungen über einen Gefangenenaustausch, der aber an überhöhten Forderungen der griechische Seite scheiterte. Daraufhin befahl General Le Suire, der Kommandeur der 117. Jäger-Division, eine Befreiungsaktion. Im Rahmen dieser Aktion wurden die deutschen Kriegsgefangenen von den Partisanen in die Berge getrieben und erschossen, was ein klarer Völkerrechtsbruch war und die unverhältnismäßige Vergeltungsaktion auslöste.

Die Darstellung der Dezember-Ereignisse (Dekemvriana) ist ähnlich unpräzise. Vor allem fehlt die für das Verständnis notwendige Vorgeschichte, nämlich, dass Churchill seit Sommer 1943 eine bewaffnete Intervention in Griechenland plante, um die Monarchie zu restaurieren. Durch das Prozentabkommen mit Stalin sicherte er diese Intervention ab, die dann im Dezember 1944 erfolgte. Die britische Intervention wurde zu einem Krieg im Krieg, zu einem Krieg der Briten gegen die griechische linke Résistance und gleichzeitig zu einem innergriechischen Bürgerkrieg. 1945 folgte eine ausgewachsene Konterrevolution, die zum Bürgerkrieg führte.

Das dritte Kapitel über die Strafverfolgung der NS-Verbrechen ist recht aufschlussreich: Es gab nur ganz wenige Angeklagte, die verurteilt und bestraft wurden. Die Verfasserin geht auch auf die von der griechischen Justiz zum Tode verteilten Generäle Müller und Bräuer ein. Im Fall Müllers konnte man die Verurteilung als gerechtfertigt ansehen, denn er war als „Blutsäufer“ bekannt. Bräuer hingegen hatte sich von Anfang an um Ausgleich mit der kretischen Bevölkerung und dem Widerstand bemüht und Erfolg gehabt. Sein Todesurteil war ein Justizmord, wie auch Anthony Beevor feststellt. Die Briten waren über seine Hinrichtung so entsetzt, dass sie von da an keine tatsächlichen oder vermeintlichen Kriegsverbrecher mehr an Griechenland auslieferten.

Die Autorin stellt den Fall Merten recht ausführlich dar, aber sie untersucht die Frage nicht, ob Max Merten wirklich ein solcher Kriegsverbrecher war, wie ihn die griechische Justiz darstellte. Bis zur Ankunft des SD unter der Führung von Wisliceny hatte sich Merten bemüht, den Juden Saloni-

kis zu helfen. In Kooperation mit dem italienischen Konsul in Saloniki verschaffte er vielen Juden Pässe, mit denen sie ins italienisch besetzte Gebiet ausweichen konnten. In Abstimmung mit dem IKRK und mit Zustimmung des Reichssicherheitshauptamtes versuchte er, die jüdischen Frauen und Kinder Salonikis auf einem Rot-Kreuz-Getreideschiff nach Palästina zu evakuieren. Der Plan scheiterte an den Briten, die keine weiteren jüdischen Siedler in Palästina haben wollten. Merten war die unterste Charge der deutschen Militärverwaltung in Saloniki im Rang eines Hauptmanns und damit auch ausführendes Organ seiner Vorgesetzten. Daher unterzeichnete er auch die ersten Befehle, die Wisliceny mitbrachte. Später begriff er, was gespielt wurde, und schrieb vor seinen Namen „i. V.“.

Bevor Merten 1957 nach Griechenland reiste, hatte er bei den zuständigen Stellen nachgefragt, ob etwas gegen ihn vorliege, was verneint wurde. Dennoch wurde er verhaftet und quasi zur Geisel, um deutsche Reparationszahlungen zu erpressen. Als Bonn gezahlt hatte, kam er frei.

Die erste Phase der Reparationszahlungen ist der Verfasserin unbekannt: Griechenland erhielt, wie alle westeuropäischen Staaten 1949 Demontagegüter, im Falle Griechenlands insgesamt 30.000 t im Wert von 120 Mio. DM. Doch diese erreichten Griechenland nie, sondern wurden veruntreut. Der *Spiegel* berichtete damals ausführlich darüber. Die Verfasserin beschreibt das Londoner Abkommen richtig, das Reparationszahlungen bis zur deutschen Wiedervereinigung verschob, aus damaliger Sicht also bis zum Sanktnimmerleinstag.

Mitte der fünfziger Jahre fand in den USA ein Machtwechsel zugunsten der Republikaner statt, die nicht länger bereit waren, Griechenland zu finanzieren. Athen wandte sich an Bonn und versuchte an Reparationszahlungen zu kommen, was Bonn ablehnte. Doch Merten war nun ein Pfand, mit dem man Bonn unter Druck setzen konnte. In der Folge erhielt Griechenland genau wie Jugoslawien eine als Investitionskredit getarnte Reparationszahlung in Höhe von 200 Mio. DM, mit denen Griechenland elektrifiziert wurde. Mit weiteren 115 Mio. DM in bar sollten die Opfer von NS-Verbrechen entschädigt werden. Als die Zahlungen erfolgten, kam Merten frei. Ein großer Teil dieser Gelder kam nie bei jenen an, für die sie vorgesehen waren. Die Autorin hat viele Einzelheiten dieser Vorgänge gesehen und beschrieben, den großen Zusammenhang aber leider nicht erkannt.

Dennoch ist die Studie der Verfasserin ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der bilateralen Beziehungen Griechenlands und Deutschlands seit dem Zweiten Weltkrieg. Sie kann jedem, der sich für diese Themen interessiert, wärmstens zur Lektüre empfohlen werden, zumal die Verfasserin um Objektivität bemüht ist und die in den letzten Jahren im Gefolge der Finanzkrise ausgebrochenen Dissonanzen im deutsch-griechischen Verhältnis nicht vertiefen will.

HEINZ A. RICHTER
Universität Mannheim

JGO 66, 2018/2, 362–367

Heinz A. Richter

Griechenland 1915–1917 im Spiegel russischer Akten

Mainz, Ruhpolding: Rutzen, 2016. 118 S. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 68. ISBN: 978-3-447-10612-2

Heinz A. Richter

Griechenland 1945–1946. Die britische Intervention

Mainz, Ruhpolding: Rutzen, 2016. 456 S., 39 Abb. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 69. ISBN: 978-3-447-10533-0

Heinz A. Richter

Der griechisch-türkische Krieg 1919–1922

Mainz, Ruhpolding: Rutzen, 2016. 222 S., 132 Abb., 18 Ktn., 1 Faltkte. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 72. ISBN: 978-3-447-10656-6

Heinz A. Richter

Mythen und Legenden in der griechischen Zeitgeschichte

Mainz, Ruhpolding: Rutzen, 2016. 116 S., 1 Abb., 5 Tab. = PELEUS. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 74. ISBN: 978-3-447-10703-7

Die Geschichte des modernen Griechenland ist im deutschsprachigen Raum nicht systematisch erforscht. Zu den wenigen deutschen Historikern, die sich mit diesem Thema intensiv auseinandergesetzt haben, gehört der 2003 emeritierte Mannheimer Professor Heinz Richter. Sein Debüt machte er 1973 mit der Veröffentlichung seiner Dissertation *Griechenland zwischen Revolution und Konterrevolution (1936–1946)*. Dieses für seine Zeit recht imposante Werk war die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung über die Epoche der Metaxas-Diktatur, der deutschen Besatzungszeit und der anschließenden britischen Militärintervention. Danach stand die Erforschung der vierziger Jahre im Mittelpunkt von Richters wissenschaftlicher Arbeit.

In den letzten fünf Jahren wandte er sich anderen Forschungsfeldern der griechischen Geschichte zu. Am stärksten interessierte ihn die Phase des so genannten „nationalen Schismas“ (*Ethnikos Dichasmos*) von 1915 bis 1917. Während dieser Zeit entfachte sich ein heftiger Streit zwischen Republikanern (beziehungsweise Venizelisten) und Royalisten, der Griechenland an den Rand eines Bürgerkriegs brachte, das politische Klima jahrzehntelang vergiftete und die Gesellschaft in zwei einander unversöhnlich gegenüberstehende Lager spaltete. Aus Richters Beschäftigung mit diesem Thema geht der Band *Griechenland 1915–1917 im Spiegel russischer Akten* hervor. Es handelt sich um eine Ergänzung des 2014 erschienenen Buches *Der Krieg im Südosten. Makedonien 1915–1918*, in dem Richter die Entstehung und Entwicklung der Makedonischen Front während des Ersten Weltkrieges beschreibt und die innergriechischen Vorgänge aufzeigt. Da letzterer Punkt dort nur ansatzweise behandelt wird, beschloss Richter, dem „nationalen Schisma“ eine eigene Publikation zu widmen.

Richters Buch kommt im ‚rechten Moment‘. Vor zwei Jahren ist in Griechenland das von den griechischen Medien viel gelobte Buch 1915. *Das nationale Schisma* des Politikwissenschaftlers Giorgos Mavrogordatos erschienen, das großes Aufsehen erregte und – nach den eigenen Worten des Autors – die „provenizelistische Betrachtung“ der Konfrontation von 1915–1917 bestätigte. Mavrogordatos’ Standpunkt ist vorherrschend in der griechischen Forschung. Ihm zufolge war die Entscheidung des griechischen Ministerpräsidenten und Anführers des republikanischen Lagers Eleftherios Venizelos richtig, von Anfang an für eine Anlehnung Griechenlands an die Entente einzutreten. Das „germanophile“ royalistische Lager hingegen, mit König Konstantin an der Spitze, habe sich aus einer Fehleinschätzung der Lage für eine Allianz mit dem Deutschen Kaiserreich ausgesprochen. Außerdem habe es sich moralisch durch verfassungsfeindliche Maßnahmen selbst diskreditiert, so Mavrogordatos weiter, der aus seiner Sympathie für die Sache der Venizelisten kein Geheimnis macht.

Richters Band wiederum stellt einen ernsthaften Versuch dar, das in der Forschung dominierende provenizelistische Bild infrage zu stellen und das konstantinische Lager vom verbreiteten Vorwurf der „Germanophilie“ zu befreien. Um eine neue Sichtweise auf die Dinge zu entwickeln, greift er auf die 1932 in deutscher Sprache veröffentlichte sowjetische Edition diplomatischer Telegramme der russischen Gesandten aus Athen, Rom, Paris und London nach St. Petersburg für den Zeitraum 1915–1917 zurück. Diese sind Teil der nach dem Ersten Weltkrieg von sowjetischen Behörden zur Diskreditierung des zaristischen Regimes herausgegebenen Akten und beleuchten die Politik der Entente gegenüber Griechenland aus russischer Sicht. Doch reicht der russische Blick auf Griechenland aus, um die Geschichte des „nationalen Schismas“ neu zu erzählen?

Richter, der die Telegramme des russischen Gesandten in Athen, E. Demidov, in seine Monographie eingebaut hat, betont, dass die Neutralitätspolitik des Königs, des griechischen Generalstabs und führender konservativer Politiker gegenüber der Entente und den Mittelmächten nicht mit „Germanophilie“ gleichzusetzen sei. Zwar streitet er die Sympathien des in der Preußischen Kriegsakademie ausgebildeten Konstantin, der überdies mit einer Schwester Kaiser Wilhelms II. verheiratet war, für das „Zweite Reich“ nicht ab. Doch seine Motive für die Befürwortung eines Neutralitätskurses waren politischer Natur. Partei für die Alliierten zu ergreifen, bedeutete für Konstantin, Krieg gegen Deutschland, Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich zu führen. Gegen so mächtige Gegner zu kämpfen, wäre riskant gewesen und hätte die Erhaltung der territorialen Gewinne aus der Zeit der Balkankriege (1912/13) gefährdet. Hätte er sich andererseits den Mittelmächten angeschlossen, wäre Griechenland Seelandungen der Entente schutzlos ausgeliefert gewesen (S. 10). Zudem glaubten Konstantin und seine Anhänger an einen Sieg der Kontinentalmächte. Trotzdem lehnte er, wie Richter treffend bemerkt, einen Kriegseintritt auf der Seite Deutschlands ab, obwohl ihn sein Schwager unter Druck gesetzt hatte, wobei hier die Frage diskutiert werden müsste, ob und inwieweit Konstantins Neutralitätskurs den deutschen Kriegsinteressen widersprach. Hier wäre ein Vergleich mit deutschen Quellen, die einen regen Schriftverkehr zwischen dem griechischen Königshaus und Berlin belegen, aufschlussreich gewesen.

Den Preis für seine unnachgiebige Neutralitätspolitik zahlte Konstantin im Juni 1917, als er mit seiner deutschen Gemahlin auf französischen Druck hin Griechenland verlassen musste. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Russland hatte er die „schützende Hand“ des Zaren verloren, die für sein Verbleiben auf dem griechischen Thron nötig gewesen wäre.

Die von Richter ausgewählten russischen Quellen stützen seine Argumentation, dass Konstantin ausschließlich „Neutralist“ gewesen sei und dass die Gegenwart der Entente-Truppen in Griechenland von großen Teilen der Bevölkerung als „Besatzung“ empfunden und abgelehnt wurde. Seine „antivenizelistische Erzählung“ ist der Gegenpol zu Mavrogordatos' „provenizelistischer Betrachtung“. Eine Debatte über die Motive und Handlungen der „Neutralisten“ ist allerdings nicht zu erwarten. Zu stark ist das provenizelistische Bild in der griechischen Forschung verankert. Dennoch legt Richters gut recherchierte Studie den Grundstein für eine differenzierte Sichtweise in der Zukunft.

Die Geschichte des „nationalen Schismas“ wird auch in dem Buch *Der griechisch-türkische Krieg 1919–1922* behandelt. In dieser Phase des „Schismas“, die mit der Rückkehr König Konstantins im November 1920 nach Griechenland begann und mit der Hinrichtung sechs prominenter Antivenizelisten Ende November 1922 endete, erreichte der innergriechische Konflikt einen weiteren Höhepunkt.

Doch bleibt dies ein Randthema. Hauptthema des Buches ist die militärische Auseinandersetzung zwischen Griechenland und der Türkei in Kleinasien. Die griechische Niederlage Ende 1922 bedeutete für beide Länder das Ende des Ersten Weltkrieges. Während es für Griechenland die Vernichtung des Traums der „Großen Idee“ zur Folge hatte, markierte es für die Türkei den Beginn der republikanischen Ära unter der autoritären Herrschaft des Anführers der türkisch-nationalistischen Bewegung Kemal Atatürk. Die Unterzeichnung des Lausanner Vertrags durch beide Länder im August 1923 bedeutete zugleich den endgültigen Verlust der Heimat für 1,3 Millionen orthodoxe Christen aus Kleinasien und circa 450.000 Muslime aus Griechenland.

Mit seiner Untersuchung will Richter plausible Antworten auf etliche Fragen finden: Wie schaffte es das besiegte Osmanische Reich, sich von den Zwängen des Sèvres-Vertrags zu befreien und den Siegern des Ersten Weltkrieges einen neuen Frieden abzutrotzen? Wie gelang es dem griechischen Ministerpräsidenten Venizelos, die Genehmigung der Entente für eine Landung in Smyrna zu erhalten? Welche Ziele verfolgte Griechenland in Kleinasien und wie verhielten sich die Großmächte gegenüber dem griechisch-türkischen Konflikt? Wie formierte sich der türkische Widerstand? Welche Gründe waren für die Niederlage der griechischen Armee ausschlaggebend? Und wer war für den Brand von Smyrna verantwortlich?

Richters Resümee ist, dass Griechenland von den Großmächten fallengelassen wurde. Ohne deren Unterstützung seien die griechischen Regierungen nicht in der Lage gewesen, den Krieg für sich zu entscheiden und die „Große Idee“ zu verwirklichen. Sogar das bolschewistische Russland stellte sich auf Kemals Seite und versorgte ihn mit Waffen und Kriegsmaterial. Der risikobereite Venizelos wiederum habe die Lage nicht realistisch eingeschätzt und sich zu sehr auf die Briten verlassen. Seine royalistischen Nachfolger, so Richter, hätten den Krieg beenden sollen, als es noch nicht zu spät war. Die Niederlage, die als „Kleinasiatische Katastrophe“ in die griechische Historiographie eingegangen ist, wäre so zu vermeiden gewesen. Ob dies aber die Vertreibung der griechischen Bevölkerung aus Kleinasien verhindert hätte, steht auf einem anderen Blatt. Der Brand Smyrnas im September 1922 war nach Richter ein Werk der türkischen Angreifer, welche vermutlich die „ungläubige Stadt“ von ihren Sünden „reinigen“ wollten. Der Friedensvertrag von Lausanne beendete die Phase der kriegesischen Auseinandersetzungen zwischen Griechenland und der Türkei beziehungsweise dem Osmanischen Reich.

Richters Buch ist primär als Ereignisgeschichte konzipiert. Dem Autor geht es hauptsächlich um die Vermittlung von Fakten, die dem (nicht kundigen) Leser unbekannt sein dürften. Zwar liefert er keine brandneue Interpretation, doch die Technik des detaillierten Erzählens beherrscht er gut. Parallel zu den politisch-diplomatischen Entwicklungen, beispielsweise den Verträgen von Sèvres und Lausanne und der Wahlniederlage Venizelos' im November 1920, schildert er die militärischen Vorgänge. Der Wert seiner Studie besteht vor allem darin, ein Mosaik aus vielen Steinen mühevoll gefertigt und verlässliche Informationen über die Ursachen, den Verlauf und die Folgen des griechisch-türkischen Krieges gegeben zu haben. So schließt er eine Lücke in der deutschsprachigen Fachliteratur.

Mit dem Buch *Griechenland 1945/46. Die britische Intervention* befindet sich Richter wieder auf vertrautem Terrain, d. h. inmitten der Bürgerkriegsauseinandersetzungen der vierziger Jahre. Dieses Buch hat eine lange Vorgeschichte. Der deutschen Fassung ist eine englische (1986) und eine griechische (1997) vorausgegangen – obwohl das ursprüngliche Manuskript in deutscher Sprache verfasst wurde. Bei der veröffentlichten deutschen Ausgabe handelt es sich um die Überarbeitung der englischen und griechischen Version.

Richters eigener Aussage zufolge ist das Buch auf dem neuesten Stand der Forschung. Tatsächlich hat er die einschlägige Sekundärliteratur – in griechischer wie in englischer Sprache – eingearbeitet und viele veröffentlichte Quellen – insbesondere britische diplomatische Akten und Editionen der Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE) – als Grundlage für seine Analyse herangezogen. Hinzu kommen Memoiren führender Persönlichkeiten aus dem politischen Leben Großbritanniens und vor allem Griechenlands, beispielsweise die Erinnerungen des britischen Botschafters in Athen Reginald Leeper und des ZK-Mitglieds der KKE Dimitris Vlandas, eines mustergültigen Berufsrevolutionärs. Aufschlussreich wäre es gewesen, zusätzlich noch die im Archiv für Moderne Sozialgeschichte in Athen verwahrten Parteiakten der KKE sowie einige neue Quelleneditionen – wie das 2007 herausgegebene Tagebuch Vlandas' – in die Darstellung mit einzubeziehen.

Richter untersucht die Ursachen und Folgen der britischen Intervention, beginnend mit der Zeit nach dem Waffenstillstand vom 11. Januar 1945, der die im Dezember 1944 ausgebrochene militärische Konfrontation zwischen dem Britischen Empire und der kommunistisch geführten „Griechischen Volksbefreiungsarmee“ (ELAS) beendete. Von Februar 1945 bis Ende 1946 übernahmen britische Truppen zunehmend die Sicherung der öffentlichen Ordnung in Griechenland und halfen den nichtkommunistischen griechischen Regierungen beim Wiederaufbau eigener Sicherheitskräfte. Das britische Militärengagement in Griechenland ging erst mit der Ankündigung der Truman-Doktrin im März 1947 zu Ende. Seitdem waren die USA für die Eindämmung der „kommunistischen Gefahr“ verantwortlich.

Die Dezemberintervention und die Niederlage der ELAS öffneten den Weg für die „britische Besetzung“ Griechenlands in den Jahren 1945 und 1946 und die Wiederherstellung des „oligarchischen“ Status quo ante, schlussfolgert Richter. Damit einher ging die Verfolgung der linken Résistance und die Etablierung autoritärer Verhältnisse, was in der Bildung paramilitärischer Formationen zum Ausdruck kam. Richter spricht zurecht von „weißem Terror“ (S. 134–145), allerdings muss hinzugefügt werden, dass er zeitlich und geographisch auf bestimmte Regionen begrenzt war und in vielen Fällen eine Racheaktion für den „roten Terror“ der Besatzungsjahre darstellte. Die Rolle der britischen Botschaft beschreibt er – milde ausgedrückt – als unrühmlich: Anstatt zugunsten der

Verfolgten zu intervenieren, schauten die britischen Diplomaten weg. Aber wie der britische Botschafter schreibt, den Richter ausgiebig zitiert, war die Welle des staatlich unkontrollierten Terrors kaum zu bändigen. Diese Aussage war nicht (nur) ein Selbstrechtfertigungsversuch. In der Provinz – vor allem auf dem Peloponnes –, in der vormoderne gesellschaftliche Strukturen herrschten, hatte der Bürgerkrieg die Form einer grausamen Familienvendetta angenommen, aus der es kein Entrinnen zu geben schien.

Richters Buch ist äußerst dicht geschrieben, der Autor achtet auf das kleinste Detail. Mit seinem Fazit, dass der griechische Bürgerkrieg weder das Ergebnis einer „kommunistischen“ noch die Folge einer „kapitalistischen Verschwörung“ gewesen sei, bezieht er Stellung gegen zwei beliebte Mythen: Dass die Sowjetunion beziehungsweise die USA für die griechische Krise der vierziger Jahre verantwortlich gewesen seien. Ein Bündel von Ursachen, wie der wirtschaftliche und finanzielle Ruin, die galoppierende Inflation, Furcht vor dem und Hass auf den politischen Gegner, administratives Chaos, politische Polarisierung (S. 440–441) – die Liste ließe sich endlos fortführen – seien als Ursachen für den Ausbruch des Bürgerkriegs festzumachen. Als Katalysator wirkte, so Richter, die britische Intervention, welche die Machtbalance zwischen den Kommunisten und dem bürgerlichen Lager zum Einsturz brachte.

Die Widerlegung zeitgeschichtlicher Mythen ist explizit das Thema einer anderen Publikation, die sechs Fallbeispiele sammelt. In seinen *Mythen und Legenden der griechischen Zeitgeschichte* fokussiert Richter auf Themen, die mit der Geschichte Griechenlands im Zweiten Weltkrieg in engem Zusammenhang stehen: den „Sechs-Wochen-Krieg“, die Hungersnot der Athener Bevölkerung im Winter 1941/42, den „Kriegsverbrecher“ Max Merten, die britische Militärintervention in Athen im Dezember 1944, die Reparationsfrage und die so genannte Besatzungsanleihe.

Im ersten Fallbeispiel tritt Richter einem in Griechenland immer noch beliebten Mythos entgegen, wonach der deutsche Griechenlandfeldzug im April 1941 die Ursache für den verspäteten Beginn des „Unternehmens Barbarossa“ und – darüber hinaus – für die Niederlage des „Dritten Reichs“ gewesen sei. Sehr überzeugend legt er die Gründe für die Entstehung und Erhaltung dieses Mythos dar. Im zweiten Fallbeispiel widerlegt er den immer noch in der Öffentlichkeit kursierenden Mythos von den 300.000 Hungertoten in Athen im „schwarzen Winter“ 1941/42. Ihre Zahl beziffert er auf circa 30.000 für den Raum Athen-Piräus und auf etwa 100.000 in ganz Griechenland – auch diese Zahlen sind schrecklich genug.

Im dritten Fallbeispiel untersucht Richter den „Fall Merten“, der gegen Ende der fünfziger Jahre großes Aufsehen erregte und die deutsch-griechischen Beziehungen auf die Probe stellte. Den oft geäußerten Vorwurf, dass der Kriegsverwaltungsrat Max Merten ein Hauptakteur der Deportation der Juden Thessalonikis in die Vernichtungslager gewesen sei, kann Richter so nicht bestätigen. Im Gegenteil weist er auf die eher bescheidene Funktion Mertens in der Besatzungsadministration hin, die ihn aus seiner Sicht allenfalls zum ausführenden Organ der NS-Judenpolitik werden ließ.

Im vierten Fallbeispiel setzt Richter sich mit dem „Mythos von der kommunistischen Revolution“ im Dezember 1944 kritisch auseinander, welcher der britischen Schutzmacht ein Alibi für ihre angeblich im Jahr 1943 beschlossene Intervention gegen die kommunistisch ausgerichtete Partisanenbewegung geboten habe. Die britische Verantwortlichkeit war von der griechischen (allerdings antikomunistischen) Literatur der Nachkriegszeit tatsächlich geschmälert worden. Freilich sollte man hier Vorsicht walten lassen, denn eine Überbewertung des „britischen Faktors“ – wie es oft in den Erinnerungsschriften kommunistischer Parteifunktionäre und Partisanenführer geschieht –

kann die Bedeutung der „griechischen Faktoren“ schmälern, mit der Gefahr, dass die griechischen Akteure zu bloßen Handlangern „finsterer Mächte“ degradiert werden. Richter argumentiert ferner, dass die Kommunistische Partei im Dezember 1944 keine Absicht gehegt habe, die Macht an sich zu reißen. Andere Forscher jedoch verweisen darauf, dass sie wohl eine Doppelstrategie verfolgt habe: Die Macht friedlich zu erobern und, wenn nicht möglich, mit Waffengewalt. Diese Frage bleibt in der historischen Forschung nach wie vor offen.

Im fünften und sechsten Fallbeispiel wendet sich Richter finanzpolitischen Aspekten zu. Er bestreitet, dass die Bundesrepublik keine Reparationszahlungen an Griechenland für die Opfer und Schrecken der nationalsozialistischen Besatzungsherrschaft geleistet habe und dass die Frage der „Besatzungsanleihe“ berechtigt sei beziehungsweise überhaupt existiere. Der 1958 genehmigte Investitionskredit in Höhe von 200 Millionen DM diene laut Richter nicht nur dem Wiederaufbau Griechenlands, sondern war auch – zumindest aus Sicht des Auswärtigen Amts – als (getarnte) Wiedergutmachung für die Leiden der Besatzungszeit zu verstehen (S. 95). Daneben sollte der Kredit der innenpolitisch bedrängten Karamanlis-Regierung helfen, sich zu stabilisieren und den wirtschaftlichen Offerten von Ostblock-Staaten zu widerstehen.

Die „Besatzungsanleihe“ stellt ein anderes, äußerst kompliziertes und brisantes Problem dar. Während der Besatzungszeit soll das Deutsche Reich einen „Kredit“ bei Griechenland aufgenommen haben. Dem von Richter zitierten Abschlussbericht der Reichsbank vom 12. April 1945 ist zu entnehmen, dass sich die Restschulden, „die das Reich gegenüber Griechenland hat, noch auf 476 Mio. RM“ belaufen (S. 103). Doch Richter kommentiert diese Angabe dahingehend, dass es sich um einen „Rechnungsbetrag bezüglich der Besatzungskosten von der griechischen Seite“ – und nicht um eine Anleihe – gehandelt hat. Zudem gebe es im selben Bericht eine „analoge Auflistung der griechischen Schulden bei Deutschland“ (S. 104). Daher sei die Frage der deutschen „Kreditschuld“ ebenfalls ins Reich der Legenden zu verweisen.

Mit seinen *Mythen und Legenden* weist Richter auf Verzerrungen in der Wahrnehmung bedeutender historischer Ereignisse hin, auf die auch die griechische Geschichtsschreibung aufmerksam gemacht hat. Sein Buch kann mit Gewinn als Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung Griechenlands mit seiner eigenen Vergangenheit gelesen werden. Insgesamt behandelt Richter in seinen vier Büchern eine sehr breite Palette von Themen und Forschungskontroversen der neueren und neuesten Geschichte Griechenlands, die er dem deutschen Leser sachlich und in leicht verständlicher Sprache näherbringt.

VAIOS KALOGRIAS

Mainz

Allgemeine Rezensionen: Nach Perioden, Ländern, Themen

JGO 66, 2018/2, 368–369

Andrej V. Kuz'min

Na puti v Moskvu. Očerki genealogii voenno-služiloj znati Severo-Vostočnoj Rusi v XIII – seredine XV v. Tom 1

Moskva: Rukopisnye pamjatniki Drevnej Rusi, 2014. 335 S., Graph. = Studia historica.
ISBN: 978-5-9551-0541-3.

This first of a two-volume study mines a wide variety of records on the Northeast Rus' service elite during the formative period of the Moscow state. The fifty-eight page introduction offers an exhaustive, densely footnoted review of the research tradition which attests to the recent surge of interest in the field. Kuz'min challenges the widely accepted conclusion of A. A. Zimin, V. B. Kobrin and A. L. Jurganov that all of the ancient northeast Rus' *boiar* lines perished in the struggle against the Mongols, compelling the northeast Rus' princes to recruit new cadres from the *dvoriane*. His revisionist theories rely heavily on genealogical books and genealogical records from the sixteenth and seventeenth centuries, which provide information about the Muscovite elite after their entry into the grand prince's service. Three chapters in volume I present case studies on families from four areas. They illustrate methods and sources that, in his view, can correct the received tradition and broaden our understanding of the service.

Chapter I (pp. 59–197) looks at servicemen from West and South Rus' whose forebears were *Riurikovichi*, but who lost their titles in the mid 14th – first third of the 15th century, and for the most part left their lands. Among the families studied are the Vsevolozhi-Zabolotskie, Volynskie, Voronye, Ostrozhskie, Lipiatiny, Porkhovskie, Kuz'miny, Sonurovy and Satiny. Chapter II (pp. 198–250) looks at the Rostov *boiarsstvo*, among them the descendants of the following: Tsarevich Petr of the Horde (Chirikovy), Petr Vasil'evich, Iurii Protopopin, Kirill and Sergei Radonezhskie, the Tormosovy, the Diudenevy, Protasii Vel'iamin, Averkii Dmitrievich, Zvorykiny, Dolgovo-Saburovy, Iaroslavovy, Kirill Belozerskii, Likharevy, Laptevy, Monastyrevy. Chapter III (pp. 251–329) covers the *boiarsstvo* of the grand principality of Tver': the Borozdiny, Korobovy, Spiazhie, Babkiny, Iavidovichi, Vorob'evy, Ratshichi, Levashovy, Nashchokiny, Vetrenye, Nagie, Sobakiny, Skudiny, Bibikovy, Iakimovy, Koreevy and El'iny.

All of Kuzmin's findings will need to be examined by historians of these families. In many cases, however, his conclusions must be recognized as tentative because they rest on interpretations of late or ambiguous sources that cannot be verified because we simply lack the information. He states this forthrightly in his conclusion in volume II (Moskva 2015, p. 287). In other cases, little new substantive information is provided. On occasion the work of previous historians seems more or at least equally convincing than the new theories proposed in this book as "possible". Here are two examples of his methods and the results from areas that I have had occasion to research.

Barkhatnaia kniga claims that the Smolensk prince Aleksandr-Vsevolod Glebovich founded the Moscow boiar family Vsevolozhi-Zabolotskie in the fourteenth century. S. B. Veselovskii convincingly showed that the prince could not have done so because he was active in the fifteenth century and suggested that founder of the clan was more likely Aleksandr Vsevolodovich, identified in genealo-

gies and chronicles as the son of Briansk prince Gleb Sviatoslavich, who briefly ruled Pskov in 1341, but left for Novgorod after a disagreement about a treaty with the Grand Duchy of Lithuania. In Chapter I Kuz'min attempts to reconcile the discrepancy by proposing that the Vsevolozhi-Zabolotskie genealogy began with Prince Rostislav Mstislavich of Smolensk (d. 1260). A dense sequence of hypotheticals, summarized in a genealogical stemma (p. 84), requires us to assume mistakes in otherwise reliable sources (for example, that the Simeonov Chronicle mistakenly identified Aleksandr and Zerna, killed in 1304, as two persons, rather than as one Aleksandr Zerno, pp. 72–73); to accept *possible* connections between princes (that Vsevolod Glebovich, the brother of Sviatoslav Brianskii, was the father of Aleksandr Vsevolodovich, thus a descendant of the Smolensk princes) and *plausible* interpretations of ambiguous or contradictory records in commemorative books surviving in seventeenth-century copies. No references are made to the historiography on the Smolensk princely genealogy, which does not support these interpretations (Golubovskii, Gorskii, Lenhoff and Martin, Mouchard), and there are some incidental errors, based on careless reading of the sources (e.g. the misdating of Fedor Rostislavich Chernyi's death as Sept. 20 rather than 19).

In Chapter II, Kuz'min takes a second look at the descendants of the Chingissid known as Petr, *tsarevich ordynskii* who is not mentioned in any chronicles or documents prior to 1645 and whose original name is not known. A tale, first attested in the 1480s, identifies the *tsarevich* as a nephew of Khan Berke who resettled in Rostov, took the Christian name of Petr and built a church to the Apostles Peter and Paul with miraculously acquired funds. S. V. Strel'nikov (2006) first used five regional commemorative books (three published not too long ago) and the first folio of the unpublished genealogical list from 1680 to fill in six generations of the family who, the chronicles record, took the name of Chirikov during the reign of Dmitrii Donskoi. Kuz'min's genealogy covers four generations (two less than Strel'nikov), but proposes several new hypotheses. Some of these contradict the tale, as the hypothesis that *tsarevich* Petr became a *hegumen* before his death (according to the tale, the *tsarevich* founded a church which was converted to a monastery after his death). The mention of a prince Foma in two commemorative books in manuscripts from 1680 suggests to Kuz'min that *tsarevich* Petr may have been venerated as a saint by Evdokiia, daughter of Dimitrii (Foma) Konstantinovich of Suzdal', who married Dmitrii Donskoi and named a son Petr. He admits, however, that the prince's birth on June 29 may have led to his being named after the Apostle Peter. Again, no references are made to important scholarship on the historical context of the tale (Beliakova, 1993, 2009). Neither of the two unpublished genealogical *rospisi* of the Chirikov family (RGADA, GK-1, kn. 449, ll. 520–524 ob.) nor any of the hagiographical convoys, which I consulted in connection with my own research, provide any support for these hypotheses.

This book is weighed down by a rambling exposition, many excurses, cryptic and sometimes unsupportive footnotes, and the lack of an index. Notwithstanding, Kuz'min provides invaluable references to recent scholarship, including a number in regional periodicals that are difficult to access, and to conference papers, used especially by younger Russian historians as a forum for testing new ideas and announcing discoveries. These references and the bibliography alone – 2148 items are listed in volume II (Moskva 2015) – make both volumes an essential acquisition for libraries and specialists.

GAIL LENHOFF
Los Angeles

JGO 66, 2018/2, 370–372

Stephan Rindlisbacher

Leben für die Sache. Vera Figner, Vera Zasulič und das radikale Milieu im spätern Zarenreich

Wiesbaden: Harrassowitz, 2014. IX, 364 S., 24 Abb. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 80. ISBN: 978-3-447-10098-4.

Als Vera Zasulič im Frühjahr 1878 in St. Petersburg der Prozess wegen ihres Schusses auf den hauptstädtischen Stadtkommandanten Fedor Trepov gemacht wurde, handelte es sich um ein öffentliches Ereignis und mediales Spektakel erster Güte. Weil Justizminister Palen und auch der Petersburger Generalstaatsanwalt Aleksandr Lopuchin der Tat Zasuličs keinen politischen Hintergrund beimaßen, fand das Verfahren nicht vor einem Militärgericht, sondern vor einem Kreisgericht statt. Die Geschworenen sprachen Zasulič frei. Sechs Jahre später saß Vera Figner, die „Vorsitzende der Partei *Narodnaja Volja*“ im „Prozess der 14“ auf der Anklagebank. Die Rahmenbedingungen hatten sich inzwischen erheblich gewandelt: An den Verhandlungen vor einem Militärtribunal durften nur wenige Zuschauer teilnehmen, die Presse war ausgeschlossen. Es gab im Verlauf des knapp einwöchigen Prozesses keine Berichterstattung. Der Terrorismus als ein kommunikatives Phänomen war damit seines Elixiers beraubt worden. Erst 14 Tage nach Prozessende informierte die Presse über Urteil und Strafmaß: Die Todesstrafe. Allerdings begnadigte der Zar die „Venus der Revolution“, wie sie in der zeitgenössischen Hagiographie der sozialistischen Bewegung genannt wurde, zu lebenslanger Festungshaft in Šlissel’burg.

In seiner an der Universität Bern verteidigten Dissertation untersucht Rindlisbacher die „Wendung ‚neuer Menschen‘“. Das Buch ist methodisch der neueren Biographieforschung verpflichtet. Es zeichnet ein Doppelporträt Vera Figners und Vera Zasuličs, zweier kämpferischer Frauen für den „zivilisatorischen Fortschritt“ (S. 3). Der Autor geht den Fragen nach, welche Werte, Normen und Vorstellungen das Handeln der beiden Frauen leitete, was sie zur Anwendung politischer Gewalt veranlasste und welche Selbstdeutungen sie vor allem nach ihren Anschlägen von sich entwarfen (S. 7).

Die Studie weist eine bemerkenswert breite Quellengrundlage auf. Der Verfasser hat Material aus einem Dutzend Archiven in der Schweiz, den Niederlanden und Russland zusammengetragen. Er wertete dabei u. a. die Bestände der III. Abteilung Seiner Majestät höchstgelegener Kanzlei, der *ochrana*, des Senatskomitees für die Verfolgung von Staatsverbrechen und illegalen Assoziationen im Moskauer Staatsarchiv der Russländischen Föderation, persönliche Nachlässe, darunter den Plechanovs in der Russischen Nationalbibliothek, sowie Akten des Justizministeriums im St. Petersburger Historischen Staatsarchiv aus. Darüber hinaus machte Rindlisbacher weidlich Gebrauch von dem umfangreichen Œuvre der beiden Protagonistinnen und weiteren gedruckten Quellen.

Die Monographie zählt acht Kapitel, die systematisch gegliedert sind. Den Kern der Studie bilden die Kapitel drei bis sechs: Sie thematisieren „die Sache“ (*delo*), also das sozialistische Projekt, das radikale Milieu, die politische Gewalt und die Rollenbilder der Rächerin und der Märtyrerin sowie Möglichkeiten und Grenzen der „neuen Menschen“. Eingefasst wird der Kern der Darstellung durch Einleitung und Ausführungen über Selbstzeugnisse respektive Selbstdeutungen

einerseits sowie eine Coda über das Leben von Revolutionärinnen ‚außer Dienst‘ und die Schlussfolgerungen andererseits.

Von früheren Untersuchungen der beiden Heroinnen des *narodničestvo* unterscheidet sich die vorliegende durch ihren umfassenden Anspruch und ihren Facettenreichtum: Zum einen wird die gesamte Lebensspanne der Revolutionärinnen fokussiert, zum anderen beleuchtet die Studie eben auch Bereiche, denen die bisherige Forschung weniger Aufmerksamkeit geschenkt hat wie beispielsweise den Gender-Aspekt. Hyperoptimistisch hielt Figner im Radikalenmilieu die Geschlechterfrage schon in den 1860er Jahren für prinzipiell gelöst. Rindlisbacher fragt zwar nicht, was Figner zu diesem unrealistischen Urteil veranlasst haben könnte. Er interpretiert Figner dahingehend, dass unter den Radikalen mit Blick auf das zukünftige Ideal des „neuen Menschen“ die Tendenz vorgeherrscht habe, Geschlechter- und Standesidentitäten zu nivellieren. Zugleich führt er allerdings aus, dass auch das radikale Milieu Figner, Zasulič und ihre Geschlechtsgenossinnen als „Frauen“ wahrgenommen habe. Formal seien sie als Genossen anerkannt worden; aber die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern habe fortbestanden: Frauen hätten organisatorische und administrative Funktionen versehen, Männern theoretisiert und „geführt“. (S. 37–40).

Von zentraler Bedeutung ist für den Verfasser der Begriff des Milieus (*sreda*), den er auf der Basis von fünf Charakteristika zu definieren versucht: In einem urbanen Umfeld konstituierten sich privilegierte *intelligenty* in dezentralen Zirkeln (*kružok, kružki*), in denen sie sich aufgrund eines gemeinsamen Wertekanons und in Abgrenzung zur Außenwelt vergemeinschafteten und eine Gegenrealität zu konstruieren versuchten. Die Mitgliederrekrutierung erfolgte über Kooptation (S. 17, 79).

Das Russländische Reich war auch nach der Justizreform kein Rechtsstaat. Rindlisbacher zeigt auf, wie der Zar und seine Administration Einfluss auf Gerichtsverfahren nahmen (S. 146 ff.). Zensur und Willkür behinderten die Entfaltung einer Presse- und Versammlungsöffentlichkeit. Die Beherrschten waren nur bedingt mit Form und Inhalt des Herrschaftshandelns einverstanden. Im Übrigen reagierte das Ancien régime auf das Attentat auf Alexander II. 1866 und die Bedrohung seiner Herrschaft mit einer Militarisierung der inneren Sicherheit, die weite Kreise der Gesellschaft der Autokratie entfremdete. Der Terrorismus der *Narodnaja Volja* ist als Verzweiflungstat gedeutet worden. Demnach war er Ausdruck einer politischen Aporie, die sich aus der Isolation seiner sozialrevolutionären Protagonisten zum Volk ergab. Von dem Gang der *intelligenty* ins Volk, von ihren Ideen, Lehren und Belehrungen wollte die ländliche Bevölkerung nichts wissen. Seine Protagonisten wiesen dem Terror drei Funktionen zu: Die Selbstverteidigung, den agitatorischen Effekt auf die Volksmassen, die Hoffnung also durch Attentate das revolutionäre Potential des Volks zu wecken und es zum Kampf gegen die Autokratie zu mobilisieren, sowie die Desorganisation der Staatsmacht. In der Tat zeigte sich das Ancien régime durch eine Reihe erfolgreicher Attentate auf zarische Würdenträger und Zar Alexander II. selbst in den Jahren 1878 bis 1881 beeindruckt. Reagierte der neue Zar Alexander III. mit einer konservativen Wende auf die Bedrohung, so ventilierte er klandestin alsbald dennoch die Usancen einer Übereinkunft, wie Rindlisbacher verdeutlicht (S. 189–190). Insofern besaß der Terrorismus durchaus seine Ratio und verfehlte nicht gänzlich die Wirkung, die sich die *narodovol'cy* von ihm versprochen.

Gewalt war für Figner Mittel zum Zweck, nämlich den zarischen Staat zu zerschlagen, nicht aber basales Herrschaftselement. Die Tatsache, dass Figner und ihre Genossen Gewalt als legitimes Mittel der politischen Auseinandersetzung betrachteten, nimmt Rindlisbacher als zentrales

Argument, um das *narodničestvo* als säkulare Religion zu deuten. Die populistische Ideologie vermittelte ihren Anhängern das Versprechen einer Kontingenzbewältigung und umfassenden Sinn- deutung bereits für das Leben im Diesseits. Hinzu trat die Sinnstiftung im Rahmen einer als un- fehlbar erachteten Welterklärung einschließlich des Postulats, sich für die Erfüllung dieses Sinns aufzuopfern. Darüber hinaus machte ihre Lehre das Angebot eines umfassenden Weltbildes mit den ethisch-moralischen Normen des „neuen Menschen“, dessen Begründung sich aber der dies- seitigen Vernunft entzog und insofern überzeitliche Gültigkeit beanspruchen konnte. Im Übrigen vergemeinschaftete der Populismus seine Anhänger in einem auf dem Prinzip der Solidarität basie- renden, allerdings hierarchisch organisierten Verband mit ausgeprägten Mechanismen der In- und Exklusion und konsolidierte die Solidargemeinschaft durch Normen, Rituale, Symbole bzw. Insig- nien der Zugehörigkeit. Er gab deren Anhängern die Versicherung künftiger Kompensationen für gegenwärtige Entbehrungen durch das Versprechen eines endzeitlichen Paradieses auf Erden und nahm schließlich Bezug auf ein Jenseits, das die diesseitige Moral begründete und eventuelle Opfer rechtfertigte (S. 196–202).

Nach der Revolution von 1905 verlebte Zasulič ihren Lebensabend als Privatiere in mehr oder minder finanziell angespannten Verhältnissen. Sie war zwar im Menschewismus verwurzelt, stand aber hier, vor allem nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, auf dem äußersten rechten Flügel um Ple- chanovs *Edinstvo*. Figner fügte hingegen, wie Rindlisbacher facettenreich schildert, ihrem „Leben für die Sache“ nach dem September 1904 ein neues Kapitel hinzu: Nach 20 Jahren Haft wurde sie aus dem Zuchthaus von Šlissel’burg entlassen, aber nicht in die Freiheit, sondern zur Verbannung am Ufer des Weißen Meeres. Erst nach dem Oktobermanifest von 1905 erhielt sie ihre volle Bewe- gungsfreiheit zurück, auch wenn sie weiterhin unter „verdeckter Beobachtung“ der Polizei stand. Von 1906 bis zu ihrer Rückkehr ins Zarenreich 1915 lebte sie im Ausland, vor allem in der Schweiz. Aufgrund ihrer revolutionären Verdienste verfügte sie innerhalb der Partei der Sozialrevolutionäre über ein nahezu grenzenloses Prestige. Sie nahm nicht nur an Parteikonferenzen, sondern auch an Sitzungen ihres ZK teil. Zum Jahresende 1909 rief sie ein Komitee zur Unterstützung politischer Häftlinge und Zwangsarbeiter ins Leben, um dessen Finanzierung sie sich durch Vortragstätigkeit und Spendensammlungen überaus verdient machte.

Zu bedauern ist, dass das Werk nur über ein Personen-, aber kein Sachregister verfügt. Dies tut dem Wert dieser gelungenen Untersuchung jedoch keinen Abbruch. Es ist das unbestreitbare Verdienst dieser materialgesättigten, quellenkritischen und auch fesselnden Arbeit, zwei wichtigen Ikonen der sozialistischen Bewegung im Zarenreich ein Denkmal gesetzt zu haben. Wer immer sich in Zukunft mit dem *narodničestvo* beschäftigt, wird die Untersuchung, die auf längere Sicht Refe- renzwerk bleiben wird, zu konsultieren haben.

LUTZ HÄFNER
Göttingen

JGO 66, 2018/2, 373–375

Damien Tricoire

Mit Gott rechnen. Katholische Reform und politisches Kalkül in Frankreich, Bayern und Polen-Litauen

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013. 462 S. = Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit, 1. ISBN: 978-3-525-31018-2.

Damien Tricoire verfolgt in seinem Buch, das auf eine bereits 2011 verteidigte Dissertation zurückgeht, eine wichtige Frage, und mit einem ebenso originellen wie ehrgeizigen Ansatz. Und er verfolgt diesen Ansatz mit Scharfsinn, Fleiß und Kompetenz. Das kann vorab festgehalten werden, und man liest seine Studie mit Gewinn. Trotzdem ist das Unternehmen nicht so ganz gelungen.

Im Zentrum steht die Frage von Religion und Politik vor allem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Kritisch, und leider noch immer zutreffend, bemerkt Tricoire hierzu, dass die bisherige Forschung stets zwei einander entgegengesetzte Ansätze verfolgte, die Religion und Politik entweder gänzlich verflochten (vor allem im Zusammenhang mit der Konfessionalisierung) oder aber ganz voneinander trennten (wie in vielen Arbeiten über den Dreißigjährigen Krieg). Politisches Handeln ist dann entweder konfessionell-ideologischer Automatismus, oder zynisch und pragmatisch-weltlich, die Religion allein als Vorwand und Propagandatext missbrauchend.

Dass beides der Wirklichkeit nicht gerecht wird, weiß man lange, und im Zuge der jüngeren, inzwischen aber auch nicht mehr so ganz jungen Forschungen zum Konfessionellen Zeitalter (zu dem der von Tricoire behandelte Zeitabschnitt bis, grob gesprochen, ins letzte Drittel des 17. Jahrhunderts sicher auch gehört) ist die Frage noch verstärkt gestellt worden. „Entscheidend ist vielmehr gerade die Frage, wie der gottselige Fürst es fertigbringt, seinen Interessen zu dienen, indem er seinem Gewissen folgt.“ So hatte schon vor Jahren Wolfgang Reinhard in einem programmatischen Aufsatz das Rätsel zugespitzt. Tricoires Antwort besteht im Versuch, eine neue Begrifflichkeit, ein neues Konzept einzuführen – „religiös-politisches Kalkül“ heißt das bei ihm. Im Rahmen des von der späten Katholischen Reform (nach Trient) etablierten universalen Hierarchie zwischen Himmel und Erde, die Menschliches und Himmlisches, Diesseits und Jenseits von irdischen Personen über Engel bis hinauf zu Christus und Maria verbindet, entsteht für die politisch Handelnden ein neuer Erwartungshorizont, der göttliche Reaktion gleichsam mit einbezieht. Gott, und Gottes Wille oder Strafe sind demnach Faktoren, die bei der Legitimation, bei Strategie und konkreten Schritten des politischen Handelns und ihrer Akteure mit einbezogen werden müssen. Die Politiker mindestens des katholischen Europa in dieser Zeit zu verstehen, heißt nachzuvollziehen, dass sie mit Gott rechneten, und glaubten rechnen zu müssen.

Vor diesem Hintergrund stellt Tricoire einen Vergleich zwischen den politischen Programmen dreier der wichtigsten katholischen Nationen jener Zeit an, zwischen Bayern, Frankreich und Polen. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Etablierung eines Marienpatronats, wie es im Kult um die Gottesmutter als *patrona Bavariae*, oder in den Lemberger Eiden des polnischen Königs Jan Kazimierz 1656 zum Ausdruck kam. Der eingangs eingeführte Akzent auf der Hierarchie bewahrheitet sich hier: Maria ist in der zeitgenössischen Frömmigkeit (wenigstens in dieser Alternative) nicht mehr die Schmerzensmutter der mittelalterlichen *pietas*, sondern die Himmelskönigin, deren Patronat man Staat und Volk angeloben kann. Als Belege und Quellen dienen Tricoire vor allem

Druckschriften, von politischen Traktaten über Propagandaliteratur bis zu Predigten, Panegyriken, Hymnen. Er trägt auf dieser Basis dann tatsächlich eine enorme Fülle von Belegen und Illustrationen für seine These zusammen, und erschließt bisweilen sogar neue Funde, die für einen weiteren Kontext auszuwerten noch eine eigene Aufgabe wäre.

Der vergleichende Ansatz, den Tricoire wiederum in guter Reflexion auch des theoretischen Rüstzeugs durchführt, trägt allein schon zum Gewinn des Buches bei. Dass auch Polen-Litauen, und zwar ausführlich, in diesen Vergleich einbezogen wird, muss man – leider – immer noch lobend erwähnen, nicht zuletzt weil dieses ostmitteleuropäische Großreich wie selbstverständlich in den kulturellen und politischen Kontext der Zeitgenossen gehörte, was man von der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft noch immer nicht behaupten kann. Seine vergleichende Betrachtung bringt Tricoire denn auch dazu, angebliche spezifische nationale Eigenheiten wie den einer – vornehmlich auf Pierre de Bérulle zurückgehenden – „französischen Schule der Spiritualität“ oder einer – einst von Janusz Tazbir stark gemachten – „Sarmatisierung des Katholizismus“ in Polen zu relativieren. Vielmehr streicht er, oft zu Recht, die Ähnlichkeiten heraus, nicht zuletzt in dem für die Politik nutzbar gemachten Marienkult, auf den sich seine Betrachtungen fokussieren. Das sind Beispiele, der Kürze halber. Nicht allen Infragestellungen, denen man im Laufe der Lektüre begegnet, wird man ohne weiteres zustimmen wollen, und auch Tricoires einleitende Darstellung der katholischen Reform nach dem Tridentinum, die seinen Reflexionen zugrunde liegt, ist kritisiert worden. Man braucht aber nicht besonders viel guten Willen, um hier eine zwar hypothetische, aber fundiert entfaltete Perspektive für eine europäische Geschichte dieser Zeit am Werk zu sehen, die weiter verfolgt werden sollte.

Allerdings müssen am Ende neben viel Lob auch ein paar Zweifel zur Sprache kommen, und diese gelten dem auch im Titel ausgedrückten Hauptansatz des Buches. So ganz vermag Tricoire den Leser nämlich am Ende nicht zu überzeugen, dass der gottselige Fürst und auch die zeitgenössischen Politiker wie die Aufständischen in Polen von 1605 oder 1668, oder Richelieu und Mazarin es fertigbringen, ihren Interessen zu dienen, indem sie ihrem Gewissen folgend „mit Gott rechnen“. Das Buch ist streckenweise brilliant, aber in diesem zentralen Punkt auch bemüht. Das schlägt sich, so der Eindruck, auch in der Quellenauswahl nieder, in der bevorzugt ein reiches Material zur Stützung der Argumentation herangezogen wird, aber in Frage stellendes Material eher selten. Wo das dann aber doch der Fall ist – weil Tricoire durchaus gründlich recherchiert hat, kann er das nicht vermeiden – kommt es zu konterkarierenden Andeutungen wie etwa, dass sowohl in Frankreich wie in Polen neben der konfrontativen, auf Glaubenseinheit und Kampf ausgerichteten Fraktion auch die erasmianisch-humanistische Tradition fortlebte, und auf den irenisch anmutenden Anspruch des polnischen Großkanzlers um 1620, dass „nur Gott weiß, wie die Sache ausgehen wird“ (der Kanzler weiß es trotz allen Kalküls nämlich nicht). Was dann aber, so will es dem Rezensenten scheinen, in Wirklichkeit im Zentrum von Tricoires Untersuchungen steht, ist nicht die Geschichte des „religiös-politischen Kalküls“, sondern des religiös-politischen Arguments. Das hat dann zwei Konsequenzen. Einerseits ergibt sich daraus die Schlussfolgerung, dass es eben auch Gegenargumente gab, und die gab es in Wirklichkeit in der politisch-theoretischen Debatte reichlich. Dass mit Gott auf bisweilen ganz unterschiedliche Weise – eben gerade in der Politik – argumentiert werden konnte, scheint durch Tricoires Darstellung immer wieder durch, wird aber nicht recht thematisiert. Auch abweichende Konzepte argumentierten mit Gott, und erst so, nicht in Enthaltung von jedem Gottesbezug, konstituiert sich bereits im 17. Jahrhundert (bzw. schon vorher) eine

separate funktionelle Sphäre der Politik. Ferner kommt der Gedanke, dass nicht Kalkül, sondern Inszenierung, und zwar durchaus bis zur Ebene der Selbstsuggestion, eine zentrale Größe der Mentalität der Zeit und der Politiker (nicht der individuellen oder kollektiven Psychologie, das schließt Tricoire selbst aus) ausmachten, nicht in der Form zur Sprache, wie man es sich, angesichts des hinsichtlich barocker Literatur und Kunst Bekannten, vorstellen möchte. Inszenierung aber bedeutet entweder gar keine oder eine recht andersartige Gottesbeziehung. Es bedeutet jedenfalls, dass es nicht in erster Linie um die Gottesbeziehung geht, denn wer beschwörende Bildprogramme ins Werk setzt, erwartet nicht direkt Gottes Reaktion, sondern gibt bereits vorhandener Überzeugung verstärkende Form, und rituelle Untermauerung. Auch hier geht es um Argumentation im weiteren Sinne, inklusive Zeremoniell und Propaganda: Wer Riten vollzieht, will nicht unbedingt diskutieren. Zeremonielles impliziert wie im herrscherlichen Marienpatronat dann zwar Endgültiges und Ewiges und den Anspruch auf ein Ende der Debatte, aber zu Ende war die Debatte in Wirklichkeit eben nicht. Und auch wenn Tricoire sehr wohl die zeitgenössischen Fürstenspiegel und Traktate zur den Herrschertugenden wie *pietas* und *iustitia* heranzieht, macht es sich sein „religiös-politisches Kalkül“ mit dem Gewissen des Fürsten bisweilen etwas zu einfach.

So wirft das Buch am Ende eher in kompetenter, intellektuell anspruchsvoller Form eine Reihe von Fragen auf, deutet an vielen Einzelpunkten auf Bedenkenswertes, und eröffnet die Perspektive auf ein Neubedenken europäischer Geschichte in diesem Zeitraum. Das allein geht schon deutlich über das hinaus, was man gemeinhin von einem wissenschaftlichen Erstlingswerk wird erwarten wollen. Das Buch ist verschiedentlich schon positiv aufgenommen worden und verdient weiterhin eine breite Rezeption. Mit den vom Autor vorgeschlagenen Antworten sollte man sich dabei auseinandersetzen, aber nicht zufriedengeben.

ALFONS BRÜNING
Nijmegen

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.ereviews 2017, 3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

- Dariusz Adamczyk, Norbert Kersken: Fernhändler, Dynasten, Kleriker. Die piastische Herrschaft in kontinentalen Beziehungsgeflechten vom 10. bis zum frühen 13. Jahrhundert. (MAIKE SACH)
- Tarik Cyril Amar: The Paradox of Ukrainian Lviv. A Borderland City between Stalinists, Nazis, and Nationalists. (CHRISTOPHE VON WERDT)
- Vladimir A. Arakčeev Vlast' i „zemlja“. Pravitel'stvennaja politika v otnošenii tjadglych soslovij v Ros-sii vtoroj poloviny XVI – načala XVII veka. (HANS-HEINRICH NOLTE)
- O.S. Arkatova, O.S. Kravčenko, L.Ė. Petrova: Russkie knigi iz biblioteki Imperatorskogo Carskosel'skogo (Aleksandrovskogo) liceja v Ekaterinburge. (MICHAEL SCHIPPAN)
- Martin Aust, Frithjof Benjamin Schenk: Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Viel-völkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. (RUDOLF AUGUSTINUS MARK)

- Georgij Černjavskij, Michail Stančev, Maria Tortika (Lobanova): *Žiznennyj put' Christiana Rakovskogo 1873–1941. Evropeizm i bolševizm. Neokončennaja duél'*. (MATTHIAS BÜRGEL)
- Franziska Davies, Martin Schulze Wessel, Michael Brenner: *Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union*. (BOTAKOZ KASSYMBEKOVA)
- Sarah Dietz: *British Entrepreneurship in Poland. A Case Study of Bradford Mills at Marki near Warsaw, 1883–1939*. (KARL VON DELHAES)
- Wolfram Dornik, Georgij Kasianov, Hannes Leidinger: *The Emergence of Ukraine. Self-Determination, Occupation, and War in Ukraine, 1917–1922*. (LJUBOV' N. ŽVANKO)
- Alfred Eisfeld: *Deutsche im Schwarzmeergebiet, auf der Krim und im Kaukasus vom 19. Jahrhundert bis 1941*. (KERSTIN S. JOBST)
- Igor' Fedjukin, Majja Lavrinovič: „Reguljarnaja akademija učreždjena budet ...“. *Obrazovatel'nye proekty v Rossii v pervoj polovine XVIII veka*. (PETER HOFFMANN)
- Claudia Garnier, Christine Vogel: *Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne. Diplomatische Interaktion an den östlichen Grenzen der Fürstengesellschaft*. (LUDWIG STEINDORFF)
- Wladislaw Hedeler: *Nikolai Bucharin – Stalins tragischer Opponent. Eine politische Biographie*. (MATTHIAS BÜRGEL)
- Heidi Hein-Kircher, Ilgvars Misāns: *Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadtgeschichte?. Annäherungen an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte*. (OLAF MERTELSMANN)
- Barbara Kirshenblatt-Gimblett, Antony Polonsky: *Polin. 1000 Year History of Polish Jews*. (KLAUS-PETER FRIEDRICH)
- Sergej V. Kodan, Sergej A. Fevral'ev: *Mestnoe pravo nacional'nych regionov v Rossijskoj imperii (vtoraja polovina XVII – načalo XX v.)*. Monografija. (INGE BILY)
- Michail Ivanovič Leonov, Konstantin Nikolaevič Morozov, Aleksej Jur'evič Suslov: *Narodničestvo i narodničeskie partii v istorii Rossii v XX veke. Biobibliografičeskij spravočnik*. (LUTZ HÄFNER)
- John J. Maresca: *Helsinki Revisited. A Key U.S. Negotiator's Memoirs on the Development of the CSCE into the OSCE*. (GERHARD WETTIG)
- Magdalena Nieslony: *Bedingtheit der Malerei. Ivan Puni und die moderne Bildkritik*. (ADA RAEV)
- Konstantin V. Nikiforov: „Načertanie“ Ilii Garašanina i vnešnjaja politika Serbii v 1842–1853 gg. (DANIJEL KEŽIĆ)
- Ortrun Riha, Marta Fischer: *Hygiene als Leitwissenschaft. Die Neuausrichtung eines Faches im Austausch zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert. Internationale Tagung, Leipzig, 7.–8.10.2013*. (JUSTYNA A. TURKOWSKA)
- Adam Daniel Rotfeld, Anatoly V. Torkunov: *White Spots – Black Spots. Difficult Matters in Polish-Russian Relations, 1918–2008*. (HIROAKI KUROMIYA)
- Kerstin Schoor, Stefanie Schüler-Springorum: *Gedächtnis und Gewalt. Nationale und transnationale Erinnerungsräume im östlichen Europa*. (OKSANA NAGORNAJA)
- Matthias Schwartz, Heike Winkel: *Eastern European Youth Cultures in a Global Context*. (ALLA ARKAD'EVNA SAL'NIKOVA)
- Jennifer Siegel: *For Peace and Money. French and British Finance in the Service of Tsars and Commissars*. (OLAF MERTELSMANN)

- Kristina Spohr, David Reynolds: *Transcending the Cold War. Summits, Statecraft, and the Dissolution of Bipolarity in Europe, 1970–1990.* (GERHARD WETTIG)
- Keely Stauter-Halsted: *The Devil's Chain. Prostitution and Social Control in Partitioned Poland.* (ALEXANDRA OBERLÄNDER)
- Zwi Helmut Steinitz: *Meine deutsch-jüdische Kindheit im polnischen Posen. Erinnerungen eines Überlebenden und ein Wiedersehen nach 70 Jahren. 1927 – 1939 – 2009.* (HANNA KOZIŃSKA-WITT)
- Kiril Tomoff: *Virtuosi Abroad. Soviet Music and Imperial Competition During the Early Cold War, 1945–1958.* (RÜDIGER RITTER)
- Timo Vihavainen, Elena Bogdanova: *Communism and Consumerism. The Soviet Alternative to the Affluent Society.* (OLAF MERTELSMANN)
- Georg Wagner-Kyora: *Wiederaufbau europäischer Städte – Rebuilding European Cities. Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale Identitätspolitik seit 1945. Reconstructions, Modernity and the Local Politics of Identity Construction since 1945.* (PAUL SRODECKI)